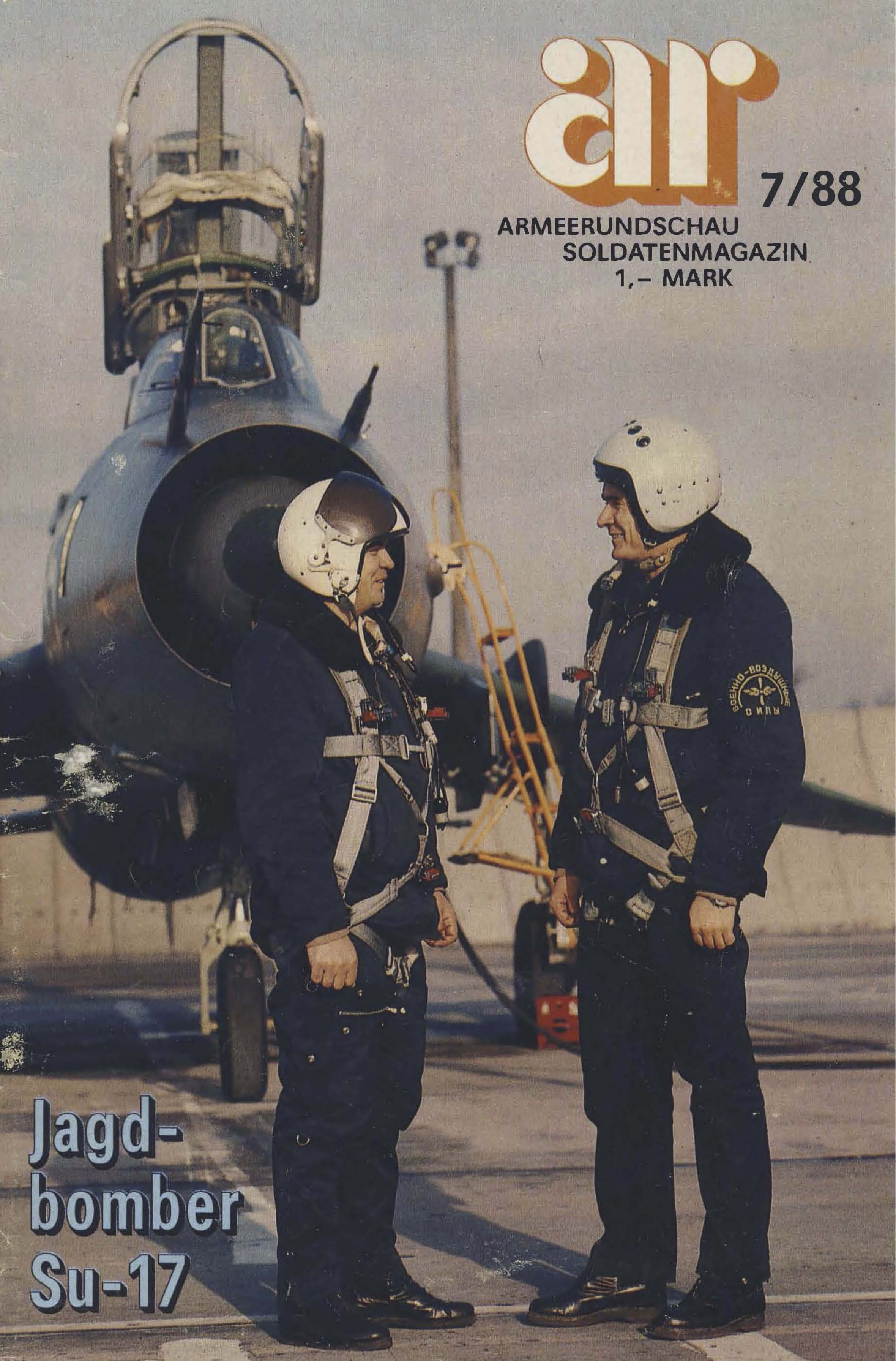
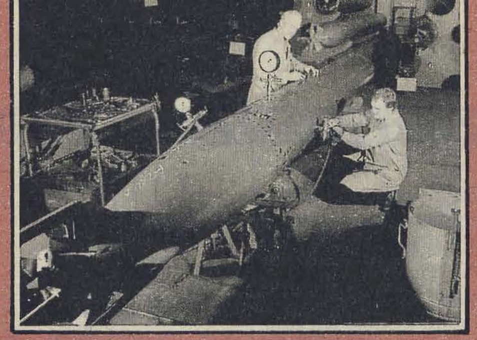

ar
7/88
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Jagd-
bomber
Su-17


Bild: Manfred Uhlenhut



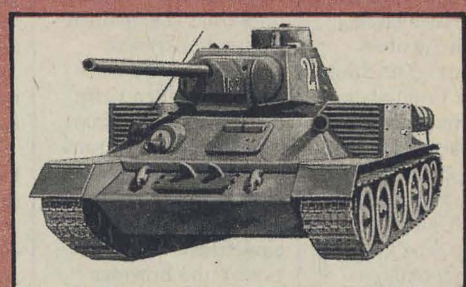












INHALT





WAS IST SACHE?



Verlangt unsere Militärdoktrin nun eine höhere oder geringere Gefechtsbereitschaft?

Gefreiter d. R. Jörn Felber

Sie erinnern sich an Ihre Dienstzeit. Während der war – wie Sie schreiben – sowohl die ständige als auch hohe Gefechtsbereitschaft gefordert. Als Sie das Dokument über unsere Militärdoktrin lasen, stolperten Sie über diesen Satz: „Die Streitkräfte der verbündeten Staaten werden in einer Gefechtsbereitschaft gehalten, die ausreicht, um nicht überrascht zu werden.“ Und so sind Sie sich nicht ganz klar, was das konkret heißt: höhere Anforderungen an die Gefechtsbereitschaft oder ein Zurückschrauben?

Die Frage ist gut. Und wichtig.

Wie nähert man sich einer Antwort darauf, wie kommt man zu ihr?

Als erstes vielleicht durch die Überlegung, welche Sätze dem von Ihnen zitierten vorausgehen: Daß die Welt für Krieg und Gewaltpolitik allzu zerbrechlich geworden ist. Daß unsere Militärdoktrin ausschließlich Verteidigungscharakter trägt. Daß die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages niemals und unter keinen Umständen militärische Handlungen beginnen werden ...

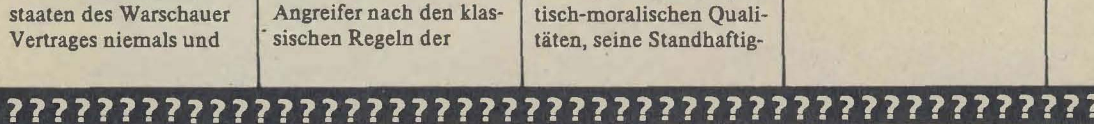
Während also unsere Militärdoktrin auf die Verhinderung des Krieges gerichtet ist, trägt die der NATO unverändert aggressiven Charakter. Die jüngsten Beratungen ihrer Spitzengremien haben es bewiesen. Nach wie vor strebt die NATO militärische Überlegenheit an, sieht sie im Krieg ein Mittel zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele. Ihre Hauptanstrengungen richten sich weiterhin auf die Vorbereitung eines allgemeinen Kernwaffenkrieges, gleichzeitig wird dem konventionellen Krieg, insbesondere in Europa, verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei stützen sich die NATO-Militärs auf 50 % mehr einsatzbereite Divisionen und Brigaden sowie Kampfhubschrauber, auf ein Plus von 1 400 Maschinen bei den Angriffsfliegerkräften und das Dreifache bei Schlachtschiffen, Kreuzern, Zerstörern und Raketenfregatten. Hinzu kommt ein Hochrüstungsprogramm, nach dem die strategischen Angriffskräfte bis Ende der 90er Jahre viermal, die Land- und Luftstreitkräfte dreimal und die Seestreitkräfte viermal stärker sein sollen.

Allein schon diese Zahlen sprechen für sich. Weil nämlich der Angreifer nach den klassischen Regeln der Kriegführung stets eine mehrfache Überlegenheit haben muß, um erfolgreich vorstoßen zu können.

Damit komme ich zum Ausgangspunkt zurück.

Die Militärdoktrin des Warschauer Vertrages hat eindeutig Verteidigungscharakter. Was aber folgt daraus? Erich Honecker: „Das Maß unserer Verteidigungsanstrengungen wird vom Grad der Bedrohung durch die NATO bestimmt.“ Generaloberst Fritz Streletz: „Die von der NATO geschaffenen Tatsachen verpflichten uns, ständig daran zu arbeiten, das System der Gefechtsbereitschaft zu vervollkommnen.“

Von Zurückschrauben kann also keine Rede sein. Eher davon, gefechtsbereiter zu sein denn je. Wer sich konsequent auf Verteidigung einrichtet: Muß der nicht wacher und aufmerksamer sein? Muß der nicht danach streben, den Überraschungsvorteil eines Aggressors so gering wie nur irgend möglich zu halten? Muß der nicht täglich aufs Neue darum ringen, die Normzeiten für das Herstellen einer höheren Stufe der Gefechtsbereitschaft zu unterbieten? Muß der nicht, so er im Diensthabenden System oder an der Grenze steht, zu jeder Stunde und Minute Augen und Ohren offen halten? Muß der nicht seine politisch-moralischen Qualitäten, seine Standhaftig-



keit, sein militärisches Können und seine Körperkräfte so ausbilden, daß er einem materiell und personell zunächst überlegenen Gegner Paroli bieten und dem Aggressor eine vernichtende Abfuhr erteilen kann?

Ja, er muß. Wir müssen. Mithin sind in der Tat höhere Anforderungen an unsere Gefechtsbereitschaft gestellt, an die jedes einzelnen. Gleich, ob er aktiv in unseren Streitkräften dient oder ob er Reservist ist.

Was hat es mit der sogenannten COCOM-Liste auf sich?

Matrose Götz Wingel

COCOM ist die Abkürzung von Coordinating Committee for East-West-Trade Policy. Zu deutsch also: Koordinierungskomitee für Ost-West-Handelspolitik. 1949 auf Vorschlag der USA und zeitgleich mit dem Nordatlantikpakt gegründet, gehören ihm heute außer Island alle NATO-Staaten und Japan an.

Offiziell heißt es, COCOM solle rüstungsbedeutsame Exporte in die Länder des Sozialismus verhindern. Worum es in Wirklichkeit geht, beschrieb das in der BRD erscheinende „Handelsblatt": nämlich „die osteuropäischen Länder bewußt vom internationalen Warenaustausch auszuschließen, um ihren wirtschaftlichen Aufbau zu hemmen und dadurch ihre militärische und politische Stärke und ihre politische Verhaltensweise zu beeinflussen".

Das ist schlichtweg Erpressung. Ergo standen auf der COCOM-Liste genehmigungspflichtiger und exportkontrollierter Waren zu keiner Zeit lediglich Güter und Lizenzen, die militärisch verwendbar sind; westlichen Angaben zufolge soll sie in den 50er Jahren nahezu die Hälfte aller in der Welt gehandelten Waren enthalten haben. Noch heute ist sie mehr ein Buch denn eine Liste. Überdies findet sich in ihr vieles, was die UdSSR, die DDR und andere sozialistische Staaten inzwischen längst selbst herstellen. Westliche Experten nennen es deswegen lächerlich, daß 8-Bit-Rechner nach wie vor dem Ausfuhrverbot (Embargo) unterliegen. Bleiben wir bei uns, so wird deutlich: Kein Embargo vermochte die DDR ernstlich daran zu hindern, eine entwickelte mikroelektronische Basis zu schaffen, 256-Kilobit-Speicherschaltkreise zu produzieren, rund 80 000 Roboter einzusetzen, 32-Bit-Rechner zu bauen, weit über 40 000 CAD/CAM-Arbeitsstationen einzurichten und zu nutzen.

Die Waffe COCOM hat nicht nur schlechthin versagt, sondern sich mittlerweile sogar gegen ihre Erfinder gewandt. Mehr und mehr entwickelte sie sich zu einem Mittel im technologischen Konkurrenzkampf zwischen den führenden imperialistischen Staaten; insbesondere die USA benutzen sie, um unliebsame ausländische Konkurrenten an die Kandare zu nehmen und die eigenen Profitinteressen gegenüber Westeuropa und Japan durchzusetzen. Was wunder, daß sich selbst im Strasbourger „Europa-Pariament" Stimmen erheben, die die Auflösung des COCOM verlangen.

Hätte ich die Treueprämie für zehnjährige Betriebszugehörigkeit bekommen müssen?

Stabsfeldwebel d.R. Erhard Steiger

Sie haben elf Jahre als Berufsunteroffizier gedient und danach in einem Betrieb angefangen, der für zehnjährige Mitarbeit eine einmalige Treueprämie zahlt. Darauf fußt Ihre Frage: ob Sie nämlich besagtes Geld nicht auch hätten bekommen müssen.

Wie ist nun die Rechtslage?

Gemäß § 18 der Förderungsverordnung vom 25. März 1982 (GBl I Nr. 12 Seite 256) wird Ihnen die geleistete Dienstzeit in allen Arbeitsrechtsverhältnissen auf die Betriebszugehörigkeit angerechnet. Zwar wirkt sich dies bezüglich der von Ihnen erwähnten Ehrung anwartschaftssteigernd aus, begründet aber keine rückwirkenden Ansprüche auf die Treueprämie für zehnjährige Betriebszugehörigkeit. Schließlich haben Sie bereits in der NVA eine monatliche Vergütung für das Dienstalter bekommen und wurde Ihnen die „Medaille für treue Dienste" in Bronze und Silber verliehen. Da also „die Anerkennung und Würdigung der geleisteten Dienstzeit" schon in der Nationalen Volksarmee erfolgt ist, besteht nach der Förderungsverordnung „kein nochmaliger Anspruch auf eine entsprechende Ehrung durch den Betrieb".

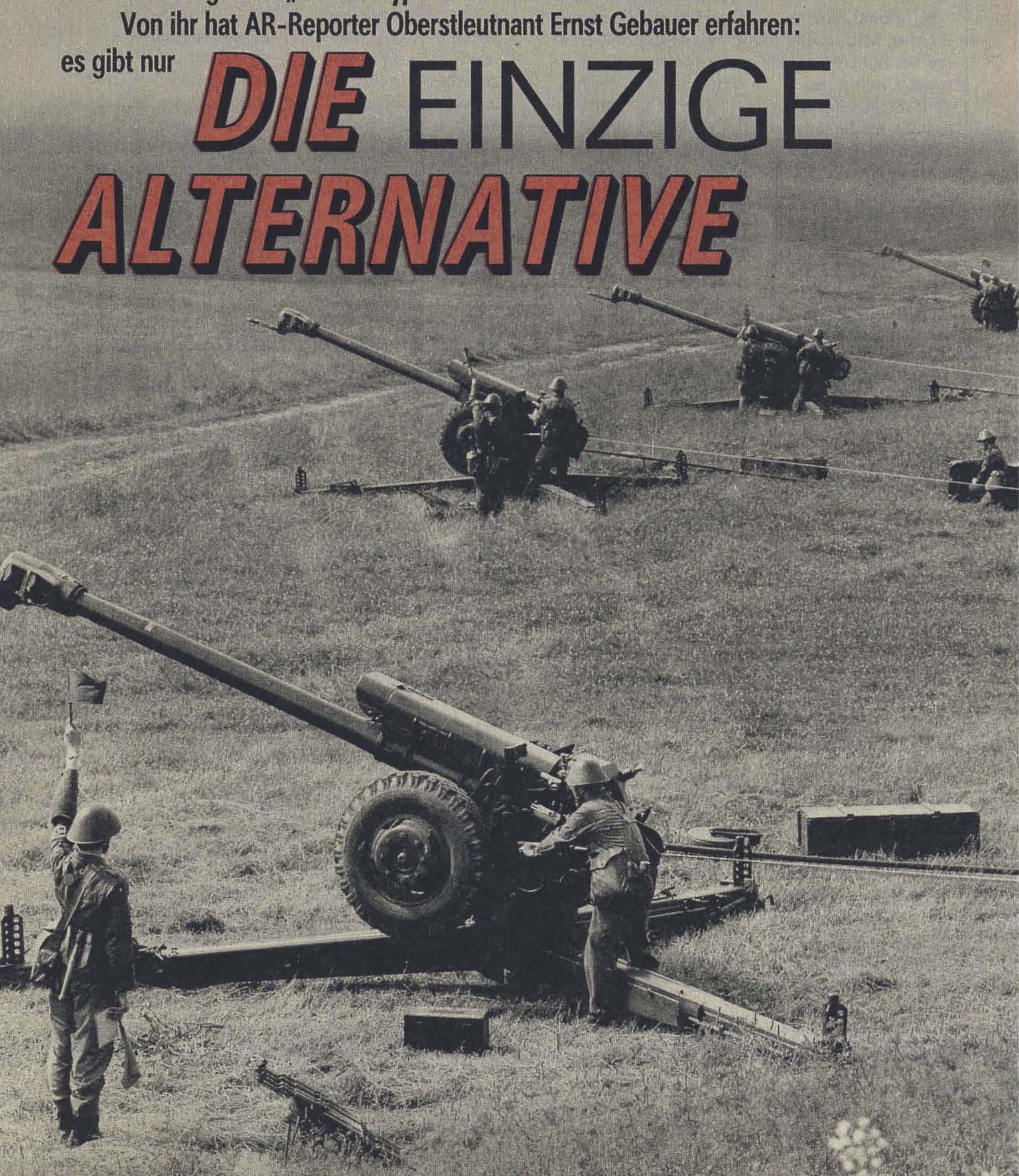
Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Nirgendwo treffen gegensätzliche Charaktere so eng aufeinander wie in der Truppe.
Der Bedarf an Kräften und Mitteln bestimmt die Zusammensetzung der Kampfkollektive.
Da kann sich keiner den Nebenmann aussuchen und auch nicht weglaufen, wenn ihm dessen Nase nicht paßt.
Dem mußte sich auch die Instandsetzungsgruppe Hildebrand im Artillerieregiment „Rudolf Gyptner" stellen.
Von ihr hat AR-Reporter Oberstleutnant Ernst Gebauer erfahren: es gibt nur

DIE EINZIGE ALTERNATIVE





Die tägliche Frühstücksrunde der Gruppe. Von links nach rechts: Soldat Müller, Oberfähnrich Hildebrand, Gefreiter Platzdasch, die Stabsfeldwebel Glanz und Stenger, Unterfeldwebel Arend.

„... daß ich durchreiße, sollte man nicht überbewerten. Gut, ich sehe durch. Aber noch sind wir kein Kollektiv. Vielleicht ist es manchem unbequem, wenn ich darüber sage, was ich denke."

Ahnt Stabsfeldwebel Glanz denn nicht, wie er mir mit dieser Aussage mein Konzept durcheinander bringt? Was soll ich von dem Klima in der fünfmal als Beste ausgezeichneten Instandsetzungsgruppe Artillerie/Schützenwaffen halten, wenn schon der Dienstälteste sich nicht in einem Kollektiv wähnt?

Stabsfeldwebel Glanz, von allen, die in der Geschützmeisterei des Artillerieregiments „Rudolf Gyptner" ein- und ausgehen, nur „Staber" gerufen, erklärt weiter: „Unser Gruppenführer kam vor zwei Jahren von der Schule. Leider war er in seiner Arbeit zu Anfang sehr labil und hat sich damit viel verscherzt. Und das nicht nur in der Gruppe. Erst jetzt baut sich ‚Hilde' so richtig auf."

„Hilde" wird in der Werkstatt Oberfähnrich Bodo Hildebrand gerufen, eben des Stabsfeldwebels Vorgesetzter. Ich notiere, was der „Staber" weiter über ihn sagt: „Für ‚Hilde', seine Eltern waren Kommunisten, gab es nur den Weg zur Armee. Aber ob seine Entscheidung für die technische Laufbahn, wo er sich so gar nicht für die praktische Seite der Technik erwärmen kann, richtig war? Ich weiß nicht. Schulwissen allein reicht hier nicht. Ein solcher Vorgesetzter mußte bei uns erst einmal unsicher werden. So schnell erwirbt er keine Autorität."

Kurzum, ich erfahre, „Hilde" fehlt die sprichwörtliche Ader fürs Technische. Der „Staber" hingegen ist ihr mit Leib und Seele verschrieben, im besonderen der Waffentechnik. Und da genießt der Name Glanz einen hervorragenden Klang im Regiment. Das wirkt natürlich in die kleine Gruppe von Oberfähnrich Hildebrand hinein, zu der noch Unterfeldwebel Arend, ein ehemaliger Geschützführer, Gefreiter Platzdasch, ein Instandhaltungsmechaniker aus dem Kalibergbau, und Soldat Müller, noch im ersten Diensthalbjahr stehend, gehören. Auf Glanz richten sich auch die drei Geschützmeister der Artillerieabteilungen aus, die zwar nicht zur Gruppe gehören, doch ständig mit ihr zusammenar-

beiten. Einer von ihnen, Stabsfeldwebel Michael Stenger, hat mit Glanz schon unter Stabsfeldwebel Piersdorf gearbeitet, dem Vorgänger von Hildebrand. Micha ist in dieser langen Zeit so etwas wie „Gruppenmitglied ehrenhalber" geworden. Zudem sind Micha und „Staber" Freunde, weil sich beide als „eingefleischte Artilleristen" verstehen; es stimmt bei ihnen bis in die Familien hinein. Immer noch schwärmen sie von Piersdorf. Von ihm haben sie damals gelernt. Er war für sie der gestandene Mann. Dagegen mußte Oberfähnrich Hildebrand, und das nicht nur auf die beiden Freunde, als absoluter Neuling in der Waffentechnik wirken.

Eine Wand von Vorurteilen?

Die Frage scheint so unbegründet wohl nicht. Ehrlich gesteht mir Oberfähnrich Hildebrand: „Noch nie hatte ich mit meinen damals zwanzig Jahren einen Arbeitsprozeß anzuleiten. Das lernt man auch nicht auf der Schule. Dazu die große Verantwortung. Haben wir doch alles, was im Regiment einen Lauf hat, instandzuhalten, von der Pistole bis zur Haubitze. Da war ich froh, daß ich den ‚Staber' hatte. Auch wenn der ständig kam und sagte: ‚Hilde' mach das anders.' Oder: ‚Hilde, da hast du aber wieder mal was gucken lassen!' Der hat eben alles schon einmal gemacht. Mir aber ist jede Sache neu!"

Parteisekretär Oberleutnant Leichsenring meint dazu: „Genosse Hildebrand zeigte vorerst wenig charakterliche Stärke. Er resignierte schnell, ließ die Flügel hängen und schimpfte wiederum auf seine Vorgesetzten. Aber auch Genosse Glanz kam angelaufen und klagte: ‚Der will ja nicht!' Es kostete unsere Parteiorganisation viel Mühe, den oftmals eigenwilligen Spezialisten Glanz zum richtigen Ton gegenüber Hildebrand anzuhalten. Aber auch Hildebrand mußten wir immer wieder vor Augen halten: Du bist der Neue hier, darfst auf Kritik nicht immer bockig reagieren!"

Auch Zugführer Gerstung blieben die Reibereien, die Hildebrand hatte, nicht verborgen: „Alles hackte auf ihm herum, manch einer hinter seinem Rücken. Da blieb ich zunächst der einzige, der offen mit ihm die Dinge austragen mußte. Ich selbst hatte aber keinen Tag länger Truppenerfahrung als er. Auch ich mußte mich in meine Dienststellung einarbeiten und konnte mich nicht, wie nötig, um ihn kümmern."

Hatte denn nur einer seine Ecken und Kanten?

Ohne Scheu spricht der Oberfähnrich mir gegenüber von seinen Problemen; auch von den familiären, die ihn lange Zeit belasteten. Nüchtern gibt er zu: „Ohne den ‚Staber' hätten wir wohl kaum unsere Instandsetzungspläne erfüllt. Was der einmal zusagt und verspricht, das bringt er. Von seiner Verläßlichkeit kann man sich eine Scheibe abschneiden. Es gibt nichts Technisches bei uns, wo der nicht durchsieht und recht hat. Würde er sich nur mit gleicher Intensität auch um die gesellschaftlichen Belange in der Kompanie kümmern! Da könnte er bei seiner Autorität aktiver sein. Natürlich sagt er als Kommunist offen seine Meinung und vertritt er den Standpunkt der Partei. Und wenn er sich ärgert, geht mit ihm das Temperament durch. Zwar bleibt er absolut ehrlich, beharrt aber stur auf seiner Meinung und sieht dann oft nicht das Machbare. Hat er Vorgesetztenpflichten in der Kompanie wahrzunehmen, nimmt er die Dienstvorschriften in Kleinigkeiten verbissener als nötig. Aber die Soldaten schlucken das, denn sie brauchen ihn und seinen Rat. Ich denke mir immer, daß man so schnell auch nichts übel nimmt im Zusammenleben, darin zeigen sich gemeinsame Interessen – bei uns eben an guter Instandsetzungsarbeit für die Truppe. Das hat mich hier von Anfang an trotz allem begeistert."

Wie du mir, so ich dir?

Auch Gefreiter Platzdasch machte sich seine Gedanken: „Natürlich habe ich gesehen, wie der Oberfähnrich manchmal am Boden lag. Aber da kann man doch nicht schadenfreudig abwarten, bis der Vorgesetzte herausgefunden hat, wie es gemacht wird. Eisen im Feuer härten, das konnte er nicht. Da zeigte ich es ihm. Mir kommen schließlich sieben Jahre Berufserfahrung zugute. Das muß ich einem anderen doch nachsehen, der bisher nur von Schulbank zu Schulbank wechselte. Ich habe mich zu Hause im Betrieb auch kollegial verhalten. Wenn nicht, hätten mir die Kumpels im Schacht schon gezeigt, wo der Hammer hängt. Erfahrungen muß man weitergeben. Das verlangt einfach die Kameradschaft untereinander – auch zu dem Vorgesetzten, der genau wie alle hier erst einmal Soldat in unserer Armee ist. Wenn ‚Hilde' in der praktischen Arbeit vieles noch nicht kann, bleibt er dennoch mein Vorgesetzter, denn man hat ihm Verantwortung übertragen."

Was der Gefreite und Kalikumpel sagt, ist vernünftig, scheint aber nicht immer so problemlos zu gehen. Die Genossen Stenger, Glanz und Platzdasch haben leider noch genügend Beispiele zur Hand, wo auch im eigenen Truppenteil zu spüren ist: „Aus militärischer Eitelkeit wird uns Fachleuten umständliches Arbeiten befohlen, wobei der Vorgesetzte es nicht einsehen will, sich geirrt zu haben. Leider wird dadurch immer das Arbeitsergebnis eingeschränkt, vom Verlust an Autorität nicht zu reden."

Ich finde mehr und mehr, es sind nicht nur die sehr unterschiedlichen Fähigkeiten und Voraussetzungen der Genossen, aus denen sich Probleme ergeben; sie entstehen auch aus der unterschiedlichen Stellung, die sie zueinander einnehmen. Da letzteres kaum vom einzelnen zu beeinflussen ist, frage ich mich erneut, wie haben sie dennoch die Arbeit bewältigt, wie sind sie zu fünfmaliger Auszeichnung gekommen?

Nüchtern, sehr sogar, beantwortet Stabsfeldwebel Glanz diese Frage: „Man kann sich die Vorgesetzten in der Armee nicht aussuchen. Daß ‚Hilde' zu uns kam, war für unsere Gruppe schon ein ziemliches Pech. Wir hatten bis dahin einen guten Ruf im Regiment. Daß er ein ordentlicher Genosse ist, der sich sofort um die gesellschaftliche Arbeit kümmerte, nutzte uns im Moment weniger. Die Arbeit an den Geschützen mußte gemacht werden. Ich wollte nicht, daß unser Ansehen leidet. Auch kann ich nicht sehen, wenn ein Vorgesetzter, aus welchen Gründen auch immer, unsicher auftritt. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit ihm zu beschäftigen, mich auf ihn zu konzentrieren – ob es ihm nun paßte oder nicht. Es ging schließlich um unsere Arbeit. Darum, daß in unserem Regiment weiterhin ordentlich die Waffen gewartet werden, es Geschütze zur Verfügung hat, mit denen es schießen und treffen kann."



Eine 122-mm-Haubitze vom Typ D 30 wird zur Wartung demontiert, das Rohr von der Lafette gezogen.



Technische Durchsicht einer Höhenrichtmaschine der Haubitze D 30 durch Oberfähnrich Hildebrand und Stabsfeldwebel Stenger.

Darin wieder völlige Übereinstimmung zwischen den Freunden Glanz und Stenger. Micha nennt gleiche Beweggründe: „Wir wollten alle, daß es weitergeht. Die Gruppe hatte einen guten Leumund. Und dann mußte ein junger Fähnrich, ein Genosse unserer Partei, seinen Platz finden. Das war ein Anspruch an die Haltung des gesamten Kollektivs. Es war doch nicht mangelnder Wille, daß er nicht zurechtkam; es fehlten ihm einfach Erfahrungen, auch eine gewisse Veranlagung. Nicht unwesentlich

war dabei: die Arbeit sollte weiterhin Spaß machen. Sicher war es für ‚Hilde' nicht angenehm, immer wieder zu hören: du mußt das anders machen. Manchmal mag der Ton nicht richtig gewesen sein, wenn wir ihm Bescheid sagten, wo wir es besser wußten. Schließlich hat er es aber begriffen, daß wir ihm nur unsere Erfahrungen vermittelten. Wir haben es aus bester und mit voller Absicht getan, tun es noch. Wie die Dinge jetzt liegen, sind wir gut vorangekommen. Ob für jeden schon schnell genug und ob sich schon alles zusammenfügt, ist eine andere Frage. Deshalb meint der ‚Staber' wohl, zu einem Kollektiv reiche es noch nicht."

Seine eingangs gegebene Bemerkung, der Oberfähnrich habe sein Tief überwunden, ergänzt Stabsfeldwebel Glanz ganz konkret: „‚Hilde' hat sich wirklich geändert, als Vorgesetzter und in seinem militärischen Auftreten. Es kommt der Gruppe sehr zugute."

Änderte sich nur einer?

Eine Frage, die sich bei dem erhärtet, was Stabsfeldwebel Stenger im weiteren sagt: „‚Hilde' ist derjenige, der das politische Gespräch immer wieder zwischen uns anregt. Dort liegen seine Stärken. Er ist aktiv in der Jugendarbeit. Er macht das nicht nur, weil er bis vor kurzem stellvertretender FDJ-Sekretär in der Kompanieorganisation war. Nein, er sucht den Umgang mit den jungen Soldaten, setzt sich noch abends zu ihnen, weil er sie sich nicht selbst überlassen will. Da wird offen über heikle Tagesfragen gesprochen, da diskutiert er mit ihnen die Dinge aus. ‚Hilde' hat ein gutes politisches Wissen, der weicht nicht aus, kann Antworten geben. Bei diesen immerwährenden Kontakten mit den Soldaten hellen sich auch viele Hintergründe in den Verhältnissen innerhalb der Kompanie auf. Manche Diskrepanzen, die nun mal zwischen wehrpflichtigen Soldaten und erfahrenen Berufssoldaten entstehen, werden dabei abgebaut. Das läßt die Genossen sich besser zusammenfinden. Es wird heute mehr an Arbeit bewältigt. Wir alle sind produktiver und politischer geworden. Die Artillerieabteilungen merken das. Ich bringe ja aus meiner Abteilung die Haubitzen in die Werkstatt. Bei höherer Qualität der Instandsetzungsarbeiten benötigen wir jetzt nicht mehr drei, sondern nur zwei Wochen für eine mittlere Instandsetzung. Das Regiment kann sofort, wie es bei uns Artilleristen heißt, aus allen Rohren das Feuer eröffnen." Zugführer Oberleutnant Gerstung bestätigt ebenfalls, daß die Gruppe besser und erfolgreicher arbeitet.

„Sie existiert jetzt gut zwei Jahre in dieser Zusammensetzung. Auf den ersten Blick war sie doch recht unglücklich, weil ja immer nahelag und es zeitweilig auch so schien, als könnten sich die erfahrenen Berufsunteroffiziere, sogar die älteren und berufserfahrenen Soldaten, als die Größten fühlen. Es spricht für die Gruppe, daß sich das Kollektiv – angeregt durch die Unteroffiziere – über charakterliche Unterschiede und differenzierten Erfahrungsstand hinwegsetzte. Die Gruppe hat zu einer kontinuierlichen Arbeitsweise gefunden. Bei fünf Feldinstandsetzungsübungen erreichte sie immer die Note 1, womit sie ihre hohe Einsatzbereitschaft belegte. Ebenso bekam sie fünfmal hintereinander in der politischen Ausbildung die gleiche Note. Es gab über den gesamten Zeitraum keinen Verstoß gegen die Dienst- und Arbeitsvorschriften. In der disziplinaren Praxis ist sie ohne Tadel. Und so ist sie eben in den fünf Diensthalbjahren zu Recht Beste Gruppe gewesen und als solche ausgezeichnet worden. Dennoch wurde sichtbar: dem Oberfähnrich Hildebrand liegt die gesellschaftliche Arbeit mehr als das Handwerklich-technische.«

Den Eindruck, den Major Röder – der Beauftragte der Parteiorganisation des Truppenteils zu den FDJ-Wahlen in der Instandsetzungskompanie – noch vertieft. Er erlebte die von Oberfähnrich Hildebrand als amtierender FDJ-Sekretär vorbereitete Wahlversammlung: „Man konnte sehen, wie es den Jugendfreunden Spaß gemacht hat – so frisch leitete Genosse Hildebrand die Sache. Dann die inhaltliche Breite, und dennoch konkret. Angetan war ich vom Disput über die Beziehungen der Genossen untereinander. Immer wieder betonten junge Soldaten, welchen wesentlichen Einfluß diese Beziehungen auf ihr Wohlbefinden haben, auf die so oft beschworenen Dienst- und Lebensbedingungen. Den jungen Unteroffizieren wurden auch die Pflichten nahegelegt, die sie in dieser Frage gegenüber ihren Soldaten haben. Gesagt wurde, Wohlbehagen in der Kaserne und interessante Freizeit kommen nicht im Selbstlauf. Die Debatte war äußerst freimütig und konstruktiv. Gerade dazu wurden viele Initiativen der Jugendfreunde ins Kampfprogramm aufgenommen. Ich glaube, mit dem Elan der Versammelten wird es erfüllt!"

Fast ebenso neu in der Gruppe wie der eben einberufene Soldat Müller ist Unterfeldwebel Arend. Er fühle sich wohl hier, sagt er nicht ohne Seitenblick auf seine ehemalige Artillerieabteilung, wo er als Geschützführer tätig war und aus vielen Gründen nicht zurechtkam. Er steht sowohl zum Oberfähnrich als auch zum Stabsfeldwebel, bei dem er gewissermaßen „in die Lehre geht". Kein leichtes Unterfangen für Arend, von Dachdeckerkelle und Schieferhammer zu Schraubenschlüssel und Lauflehre überzuwechseln.

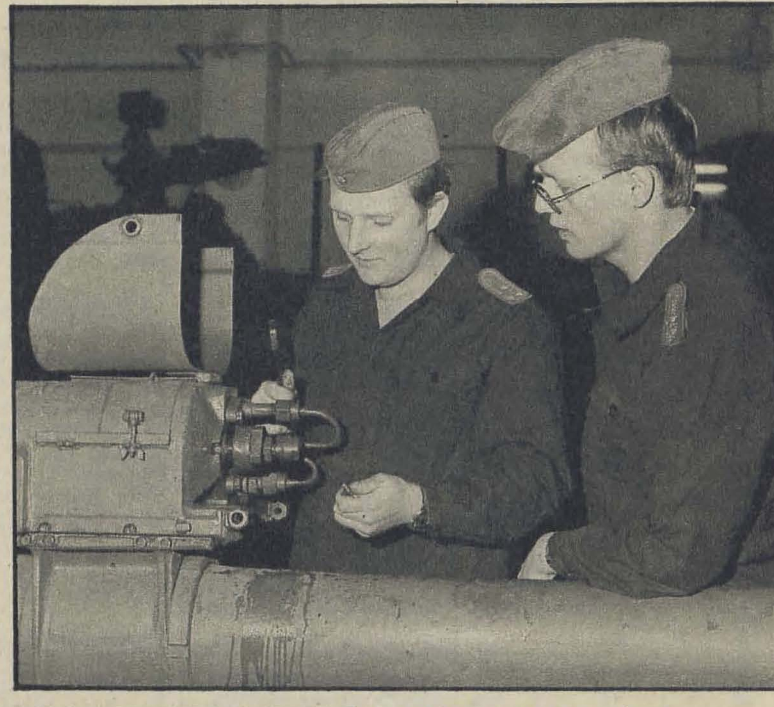
„Der ‚Staber' ist ruhig, ausgeglichen und sehr besonnen in seiner Arbeit. Nach seinen Vorstellungen wird in der Werkstatt gearbeitet. ‚Hilde' wiederum ist ein lustiger Mensch, dennoch nimmt er die Sache ernst. Zu ihm habe ich ein gutes Verhältnis. Ich lache gern, er auch. Doch in der Arbeit will er was sehen, die muß bei ihm gemacht werden. Zu ‚Hilde' muß man nicht erst gehen, wenn man Sorgen hat. Der

merkt auch mal, wenn etwas mit einem los ist, deshalb auch wird er als Vorgesetzter akzeptiert. Außerdem trainiere ich Hilde."

Seinen Platz gefunden

Arend ist Kraftsportler. Wäre die Sporthalle auch nachts geöffnet, er würde sich dann noch schinden. Er leitet das Krafttraining der Kompanie und hat sie beim Fernwettkampf der ASV Vorwärts auf den dritten Platz im Regiment gebracht. Nun bemüht er sich um den Oberfähnrich, weil Hildebrand die Zulassung zum Studium an der Offiziershochschule bestanden hat und auf die dort zu bringenden Sportnormen vorbereitet sein möchte.

Möge mir Stabsfeldwebel Glanz verzeihen, wenn es für mich nicht das allerwichtigste ist, ob sich die Gruppe als Kollektiv versteht oder nicht. Ich würde ihr dieses Selbstverständnis wün-





Oberfähnrich Hildebrand mit Stabsfeldwebel Glanz, von dem der Oberfähnrich sagt: „Ohne ihn wären wir nicht zurecht gekommen."

Gefreiter Platzdasch

schen – weil sie sich diese Wertung ebenso verdient hat wie fünfmal hintereinander den Bestentitel. Beweis: Die Arbeit wurde gemacht, sie sind zusammengewachsen. Ein junger Genosse, Hildebrand, hat offensichtlich seinen Platz in der Armee, für die er sich freiwillig zur Verfügung stellte, gefunden: Er wird nicht Techniker werden, aber das studieren, wozu er berufen scheint – Politoffizier. Natürlich im Raketen- und waffentechnischen Dienst.

Mit Recht darf ich wohl an das Ende meines Reports Gorkis Worte setzen: „Die Arbeit verbindet die Menschen auf eine wunderbare Weise miteinander, natürlich die ehrlichen, die an unsere Sache und den Sieg glauben."

postsack

Ich freue mich

... daß es auch Männer gibt, die mehr als 1½ Jahre dienen, und verstehe die Mädchen nicht, die dagegen sind, wenn ihr Freund das gleiche tut. Ist es nicht auch ihr privates Glück, wofür er dient. Wer möchte schon einen Krieg?
Elke Titsch, Berlin

Damals in Krugau

Besonders beeindruckte mich Ihr Beitrag über die Nachforschungen nach einem in der Nähe von Cottbus in den letzten Kriegstagen abgestürzten sowjetischen Piloten (AR 5/87). Mich veranlaßt dieser Artikel, über ein ähnliches Schicksal zu schreiben. Mein Großvater war in den vierziger Jahren zur Arbeit in einer Munitionsfabrik in Krugau zwangsverpflichtet. Dort lernte er einen sowjetischen Bürger kennen, entweder ein Kriegsgefangener oder ein Deportierter. Es stellte sich heraus, daß er Fähigkeiten im Kunstmalen besaß. Mein Großvater unterstützte ihn dabei, obwohl derartige Kontakte damals lebensgefährlich waren. Als Dank erhielt er von ihm gemalte Landschaftsbilder. Über das weitere Schicksal dieses Genossen gibt es keine Hinweise; mein Großvater ist schon lange verstorben. In den siebziger Jahren schenkte mein Vater, ein Volkspolizist, einer sowjetischen Garnison in der DDR ein Ölgemälde dieses Malers (Foto). Es hängt im dortigen Traditionskabinett. Auf dem Bild ist ein Signum erkennbar: I. oder M. Orlow, 27. 5. 1942
Hans-Christian Napp, Riesa



In KW funkte es

Zum zehnten Mal trafen sich im Februar in der Betriebsschule der Funkdirektion der Deutschen Post in Königs Wusterhausen GST-Nachrichtensportler mit Nachrichtensoldaten der Sowjetarmee, der NVA und der Grenztruppen. Gekämpft wurde um den „Pokal der Waffenbrüderschaft" und um den „Pokal des Chefs Nachrichten". 60 Aktive wetteiferten im Hören und Geben von Morsezeichen, im Funkbetrieb und im Luftgewehrschießen. Außerdem informierten sich junge GST-Kameraden an ausgestellter militärischer Nachrichtentechnik, und Computerfans konnten spezifische Programme auf eigene Kassetten kopieren. Ein Kulturprogramm von NVA- und Sowjetsoldaten beendete das Treffen. Im Telegrafiemehrkampf belegten bei den Frauen die Kameradinnen aus der GST-Kreisorganisation Luckenwalde die vorderen Plätze; bei den Männern hatten der Potsdamer Lutz Gutheil (Junioren) und Helmut Große aus Luckenwalde (Senioren) die Nase vorn. Im Sprechfunkmehrkampf siegte die EOS Brandenburg, und den Pokal des Chefs Nachrichten nahm Olaf Minge (GST-KO Oranienburg) mit nach Hause.
König, Königs Wusterhausen

Wer beweist das Gegenteil?

Seit 1985 studiere ich an der Pädagogischen Hochschule Zwickau, Sektion Marxismus-Leninismus und Staatsbürgerkunde. Allerdings werde ich, vor allem aufgrund eigener Erfahrungen in meinem 22jährigen Leben, den Verdacht nicht los, daß unsere Berufssoldaten Angst vor Lehrerinnen haben. Wer beweist mir das Gegenteil?
Katja Noack, Hänselstr. 15, Berlin, 1195

19 suchen Anschluß

Wir 19 künftigen Diätassistentinnen, 17 bis 18 Jahre alt, suchen aus dem Raum Leipzig eine Patenkompanie, -gruppe, welche einige Stunden ihrer Freizeit mit uns verbringen will.
Susann Kuhnert, Weißenfelser Str. 3, Leipzig, 7031



Reserve ohne Ruh'

Unser Reservistenkollektiv im VEB Kraftwerk Boxberg, Bereich Reparatur Außenanlagen, umfaßt 107 Mitglieder. Jedes Jahr führen wir einen Frühjahrs- und einen Herbstmarsch durch, zu denen wir sowohl die Ungedienten als auch die Kolleginnen einladen. Die Resonanz steigt von Jahr zu Jahr. In unserem Kollektiv hat ebenfalls die GST-Sektion Wehrkampfsport ihr Zuhause. Sie zählt 17 Mitglieder, trainiert regelmäßig das Kleinkaliberschießen und nimmt an den Wettkämpfen im Kreis und im Bezirk teil. Zur Teilnahme an den jährlichen Schützenmeisterschaften rufen wir die gesamte Belegschaft des Kraftwerkes auf. Erwähnenswert ist der rege Zuspruch der Kolleginnen bei diesen Schützenfesten. 10 Jahre lang verteidigen wir nun schon den Titel „Bestes Reservistenkollektiv". Den Kollegen, die zur Zeit ihren Wehrdienst ableisten, alles Gute.
Silvio Koch, Weißwasser

Sammlerwünsche

Die Dienstlaufbahnabzeichen der LSK/LV und der Grenztruppen werden leider nicht mehr an der Uniform getragen. Daher sind sie für mich eine Rarität in meiner Sammlung. Wer schickt mir seine alten Abzeichen?
Burkhard Meyer, Am Walde 24, Erkner, 1250

Ich suche militärische Kataloge, Magazine, Kalender, Postkarten, Aufkleber. Biete philatelistische Materialien sowie Münzen.
Sachari Angelow, okr. Michajlovgradski, 3520 Barsija, VR Bulgarien

Sammle Armee-Mützenembleme und -Abzeichen.
S. Michel, Särka, 8601

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und wünschen deshalb Briefpartner aus bestimmten Dienstlaufbahnen: Sandy Göckeritz, Georg-Ewald-Str. 3, Altenburg, 7400 (Offiziersschüler Luftstreitkräfte). Steffen Lorenz, Poststr. 13, Warsleben, 3231 (Militärflieger). Maik Müller, Dr.-W.-Külz-Str. 2, Könnern, 4340 (Berufsoffizier). Mike Heyer, Bergstr. 22/F3-15, Kloster Veitsdorf, 6116 (Berufsoffizier Marineflieger). Dirk Lenz, Str. der DSF 83, Haldensleben, 3240. (Fähnrich mot. Schützen/Artl.). Cornelia Karl, Sonneberger Str. 45, Steinach, 6406 (Berufsoffizier Nachrichtentechnik). Danny Clemens, R.-Luxemburg-Str. 10, Glauchau, 9610 (Offizier o. Offiziersschüler Militärflieger).

ÜBRIGENS hat nicht nur die Morgenstunde Gold im Munde.



Wo seid Ihr?

1949 gehörte ich als Politoffizier und VP-Rat zur 6. VP-Bereitschaft Sachsen-Anhalt in Apollensdorf, ab 1950 in Burg. Auf dem Foto sind einige meiner Genossen zu sehen. Mich interessiert ihre Entwicklung. VP-Oberkommissar Gerhard Kunze zum Beispiel ist heute Generalleutnant und Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes der NVA. Aber VP-Meister Gerhard König und die anderen: Wo seid Ihr, und was macht Ihr heute?
Studienrat Alfred Isensee, Jakobstr. 12, Magdeburg, 3040

Echt stark

Ich finde es von all denen stark, die eine Laufbahn eingegangen sind, die über 1½ Jahre hinausgeht. Auch ich wollte mal zur NVA, aber die Gesundheit machte mir leider einen Strich durch die Rechnung. Deshalb möchte ich mit jungen Armeeangehörigen in Briefwechsel treten, die mir mehr von ihrem Dienst berichten.
Carola Müller, Dorfstr. 08, Trantow, 2031

Mich interessiert

... der Dienst und die Freizeit der mot. Schützen. Wer von ihnen schreibt einem Fünfzehnjährigen?
Jörg Neumann, Friedenstr. 6, Bitterfeld, 4400

... und welcher Berufssoldat einem Zwölfjährigen, den die NVA fesselt?
Jörg Schlund, Pestalozziweg 9, Dahlen, 7262

Welche „Berufsoffizierin" informiert mich über ihre Laufbahn? Bin 19 Jahre alt.
Gabriele Drénelt, Janzenstr. 11, Leipzig, 7024

Enttäuschend

Im März-Postsack berichtete Dieter Greiner über seinen Sohn, der als Berufsunteroffizier bei seiner Hochzeit weder Glückwunschkarte noch Blumenstrauß von der Dienststelle erhielt.

Mein Sohn Gert ist Kompaniechef im Panzerbataillon des Hans-Kahle-Regiments. Als er im Februar heiratete, erging es ihm genauso: Weder Blumenstrauß noch Glückwünsche seiner Vorgesetzten. Dieses Verhalten war für mich eine große Enttäuschung. Anders dagegen handelten die Unterstellten meines Sohnes. Sie sammelten in der Kompanie Geld und erschienen zum Polterabend mit einem Geschenk. Zirka 3 Wochen nach der Hochzeit wurde mein Sohn von einem Fähnrich aus dem Politapparat aufgefordert, einen Geschenkwunsch im Wert von 70 Mark zu äußern. Da mein Sohn nicht sofort darauf antworten konnte, wurde ihm das Geld mit dem Hinweis übergeben, er „solle sich dafür etwas kaufen".
Hein Kügler, Schwerin

Glatt umgehauen

1986 wurde mein Briefwechselwunsch veröffentlicht. 207 Briefe erhielt ich damals, es war erschlagend. 5 Monate später war alles entschieden, ich hatte den Richtigen gefunden. Es war Liebe auf den ersten Blick, und auch viele Monate der Trennung änderten nichts daran. Nach der Armee sah die Welt aber auch nicht rosig aus. Eine Menge Probleme tauchten auf; aber auch sie wurden bewältigt. Im Mai dieses Jahres heirateten wir nun. Dank der AR, denn ohne Euch hätte ich Jean, damaliger Unteroffizier, nicht kennengelernt. Dank auch allen, die mir seinerzeit geschrieben haben. Mein Rat: Nicht gleich aufgeben, es klappt nicht immer beim erstenmal!
Sieglinde Birkhan, Berlin

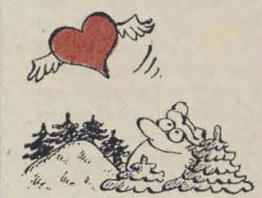
gruß und kuß

Stabile Grundlagen

Ganz liebe Grüße richte ich an meine Frau Simone. Gemeinsam haben wir in Liebe, Vertrauen und Verständnis das bisherige Leben gemeistert. Ich wünsche uns für unsere Ehe eine friedliche Welt, Liebe, Geborgenheit und viel Glück. Und ich versichere meinem Schatz, daß ihr Dicker alles tun wird, damit unsere Kinder in Glück und Frieden aufwachsen werden!
Offiziersschüler Christoph Bauer

Ich stehe dazu

Mein Verlobter hat sich für einen Beruf in unseren Grenztruppen entschieden. In den drei Jahren, die wir uns kennen, hatten wir eine Menge Probleme zu überwinden. Trotzdem: Ich bin stolz auf meinen Schatz in Suhl und stehe zu seiner Entscheidung. Ganz liebe Grüße und Küsse an ihn, den Offiziersschüler Christoph Bauer.
Simone Recknagel, Erfurt



Am laufenden Band

Carola aus dem Kreis Demmin hat gleich einen ganzen Beutel voll Grüße auszuschütten: Dem jungen Feldwebel Peter Fahr drückt sie ganz fest die Daumen; von Onkel Alfred Zimmermann hofft sie, daß er seine 25jährige Laufbahn gut meistert; die Gefreiten Torsten Buchholz und Maik Tens werden nicht vergessen; und Unteroffizier Spatz Enrico Klaffki soll wissen, daß sie ihm weiterhin treu bleibt. Grüße sendet der ehemalige Grenzer, Gefreiter d. R. Hörg Geiseler, an Oberst Weging und Major Kirchner. Alles Gute wünscht dem Soldaten Carsten Stöcklein seine Schwester Kerstin. Gegrüßt wird die 2. Hubschrauberstaffel im Adolf-von-Lützow-Geschwader und Unteroffizier d. R. Jean Birkhan und Sieglinde Ehrenberg. Daß das letzte halbe Grenzerjahr superschnell vergehen möge, wünschen dem Feldwebel André Honig seine Anett und „Biene" Maja. Tausend süße Küsse gehen an den „Dreijährigen" Jürgen Heinrich von seiner Astrid und seinem Sohn Mathias. Schiff »Bützow« samt Thomas K. wird herzlich gegrüßt von Jacqueline Döhler aus Karl-Marx-Stadt.

Auch abends kann an uns geschrieben werden: Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin 1055

Männliche Neugier

Große Achtung haben wir vor den Mädchen, die sich für einen militärischen Beruf entschieden haben. Uns interessiert, wie der Tagesdienstablauf bei weiblichen Unteroffiziers-, Fähnrich- und Offizierschülern aussieht, wie sie mit den Problemen fertig werden. Wir würden uns deshalb sehr freuen, wenn uns solche Genossinnen darüber Aufschluß geben könnten.
Offiziersschüler Fred Haß und Jörg Bölling, PF 16 119/OA, Stralsund, 2300

AR-Dank an „Fährmänner"

Reportageeinsatz der AR an der Elbe. Bei der Anfahrt zum Platz der Unterwasserfahrt wirbelte unser Dienst-Trabi auf knochentrockenen Feldwegen meterhohe Staubfontänen auf. Kurz vor der Rückfahrt machten wolkenbruchartige Regengüsse dieselben Wege zu unpassierbaren Schlammrutschbahnen mit metertiefen Wasserlachen. Genossen des Pioniertruppenteils „Willi Becker" – Unteroffizier Frank Zoitke, Unterfeldwebel Michael Ummer und Soldat Andreas Dolata – sprangen mit ihren Schwimmwagen PTS in die Bresche. Sorgsam wurde der Trabi verladen und wohlbehalten aufs gegenüberliegende befahrbare Steilufer übergesetzt. (Foto)



gefragte fragen

Wieviel Stunden zusätzlich?

Fünfmal Arbeitsverrichtung – damit bin ich bestraft worden. Wie lange kann eine dauern?
Gefreiter T. Herrmann

Eine Dienstverrichtung außer der Reihe – so heißt diese Disziplinarstrafe genau – kann sich bis zu 5 Stunden erstrecken.

Und nach der Armeezeit?

Ich werde demnächst entlassen. Ich weiß, daß sich die AR nicht nur für Soldaten eignet, deshalb meine Frage: Was habe ich zu tun, damit ich sie auch nach meiner Armeezeit weiter erhalte?
Gefreiter Torsten Apel

Im Postamt Ihres Heimatortes einen Bestellschein ausfüllen. Sie können aber auch schon vorher dorthin schreiben und um ein Abonnement bitten.

Welche Dreiheit?

Michael Gorbatschow erwähnte in verschiedenen Abrüstungsgesprächen die amerikanische strategische Triade. Was Ist darunter zu verstehen?
Unterfeldwebel Steffen Kohlschmidt

Die USA unterteilen ihre strategischen Offensivwaffen entsprechend den Anwendungsbereichen in drei Komplexe: Ballistische Interkontinentalraketen (also landgestützte Waffen); Atom-U-Schiffe mit ballistischen Raketen; strategische Fliegerkräfte mit schweren Bombern und Marschflugkörpern.

Ausweislos?

Der Entlassungstag wird im Wehrdienstausweis eingetragen, demnach ist er am nächsten Tag ungültig. Mein Personalausweis dagegen liegt bei der Volkspolizei, erst nach dem Wehrdienst kann ich ihn dort wieder abholen. Wie soll ich mich in der Zwischenzeit legitimieren?
Gefreiter Diester Ahnuß

Mit dem Wehrdienstausweis, denn er ist noch vier Tage nach der Entlassung gültig. Bis dahin müssen Sie sich bei der Volkspolizei zurückmelden und Ihren Personalausweis empfangen.

Wie komme ich zum Poster?

Seit mehreren Jahren versuche Ich einen AR-Mini-Magazin-Kalender (Poster) zu erwerben. Kann man diesen Kalender auch bestellen?
Jörg Steinhagen, Berlin

Nein, ihn gibt es nur beim Solidaritätstag auf dem Berliner Alex. 1988 ist er am 26. August.

Treuezulage?

1982 nahm ich eine Lehre als Zivilbeschäftigter in einer NVA-Dienststelle auf, beendete sie 1984 und studierte dann an der Offiziershochschule der LSK/LV. Wird mir die Zeit als Zivilbeschäftigter bei der Berechnung einer Treuezulage berücksichtigt?
Offiziersschüler Marek Borngräber

Den Zahlungen von Vergütungen für das Dienstalter wird nur die Zeit des Dienstverhältnisses zugrunde gelegt. Bei Ihnen begann es mit der Aufnahme des Studiums als Offiziersschüler.

Steckenpferdreiterei

Voriges Jahr habt Ihr im Postsack über Computersport in der GST informiert, den man dort betreiben könnte. Sollte so etwas nicht auch in der Armee möglich sein?
Unteroffizier Harald Walter

Ist es auch. Neben den schon bestehenden ent-



sprechenden FDJ-Zirkeln in verschiedenen Einheiten, werden ab dieses Jahr nach und nach in den Häusern der Armee sowie in den Regimentsklubs Computerkabinette mit dem Kleincomputer 87 (Foto) eingerichtet, die allen Armeeangehörigen offenstehen.

Voll in die Taschen greifen?

Mein Sohn leistet zur Zeit seinen Reservistendienst. Beim Urlaub mußte er seine Fahrkarte in voller Höhe selbst bezahlen. In seiner Dienststelle sagte man, für Reservisten gäbe es keine Armeefahrkarten.
Horst Lachmann, Hoyerswerda

Alle Armeeangehörigen – und dazu gehören auch Reservisten – erhalten Fahrpreisermäßigungen gegen Vorlage eines gültigen Urlaubsscheins. Eine freie Urlaubsfahrt, also eine von der Armee be-

postsack

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Archiv
Vignetten: Achim Purwin

zahlte, bekommen Genossen, die Reservistenwehrdienst länger als 3 Monate leisten.

Fernöstliches

Mich interessiert die Ausrüstung der japanischen Seestreitkräfte. Gibt es dort auch Flugzeugträger?
Obermatrose Sven Dirgel

15 U-Boote, 34 Zerstörer, 18 Fregatten, 11 Küstenschutzboote, 5 Torpedoschnellbote, 34 Küstenminensucher, 45 Landungsboote, 122 Kampfflugzeuge, 72 Kampfhubschrauber gehören zu den Seestreitkräften. Größere Einheiten, wie Flugzeugträger, Schlachtschiffe, Kreuzer, sind nicht vorhanden.

Geburtstag

Wie lange gibt es Eure Zeitschrift schon?
Carola Müller, Trantow

Im November 1956 erblickte AR das Licht der Welt.

hallo, ar-leute!

Belobigung

Selbst schon als Gefreiter der Reserve einberufen, bleibt man durch Eure Zeitschrift immer auf dem neuesten Stand, egal, ob Sport, Musik, Militär. Dafür spreche ich Euch meinen Dank aus. Sehr gut gefallen hat mir im Heft 3/88 „Auf schnellen Ketten talwärts". Das war ein schöner Streifzug durchs Nachbarland und für mich eine völlig neue Sportart.
Gerolf Richter, Großröhrsdorf

Sehr gute

... und auch weniger interessante Beiträge gibt es überall mal, aber im großen und ganzen ist Eure AR immer lesenswert!
Unterfeldwebel
Jörg Nitschke

Dummheiten?

Müßt Ihr immer solche blöden Geschichten reinschreiben?
Denis Schrader, Limbach-Oberfrohna

Geht's nicht ein bißchen konkreter?

Nützliche Verspätung

Vor zwei Jahren hatte ich mir die AR nur wegen einer Zugverspätung gekauft. Später habe ich sie abonniert und freue mich jeden Monat auf eine neue Ausgabe. Ihr habt mein Herz im Sturm erobert.
Sonja Klein, Geismar/Rhön

Wahnsinnig

... gefreut habe ich mich über Depeche Mode im Pop-Spezial 3/88. Ich war am 7. März eine glückliche Kartenbesitzerin und habe das phantastische Konzert erleben können. Für mich ein echtes Erlebnis, ein Konzert der Superlative.
Monica Soledad, Berlin



Tierarzt an Bord?

Wir, die gedienten Reservisten eines Betriebes, konnten uns ein Lächeln nicht verkneifen: als wir im Heft 2/88 die Schulterstücke der Sowjetarmee anschauten, fanden wir doch darunter die eines Leutnants des Veterinärdienstes der Seekriegsflotte. Was hat es mit diesem Dienst auf sich?
H.-Jürgen Scholz, Dahlewitz

Dieser Mann hat sich nicht um den „Schweinsrücken" (seemännisch für die Ankerkettenauflage an Deck) oder gar um das „Kielschwein" (den Kielbalken) zu kümmern. Er ist im Flottenstützpunkt für den einwandfreien Zustand des Schlachtviehs und des Fleisches für die Bordverpflegung zuständig.



Kaukasisches Echo

Seit 1971 abonniere ich Ihre Zeitschrift. Sie ist sehr informationsreich, hat ausgezeichnete Fotos, ist gut gestaltet. Vom Gedicht des Stabsfeldwebels Lutze „Sieben weiße Kraniche" war ich sehr angetan, berichtet es doch vom Kaukasus, meiner Heimat. Das im Gedicht erwähnte Dorf liegt 30 km von meinem Wohnort.
Wolodja Zokolajew, Ordshonikidse, RSFSR

Ein lustiger Fehler

... fiel mir in der 3/88, Seite 14 oben, auf: „Weimaraner Initiativen". Ein Bürger der Stadt Weimar ist ein Weimarer laut Duden. Weimaraner ist eine Hunderasse, zu Goethes Zeiten besonders gezüchtet.
Kl. D. Lange, Erfurt

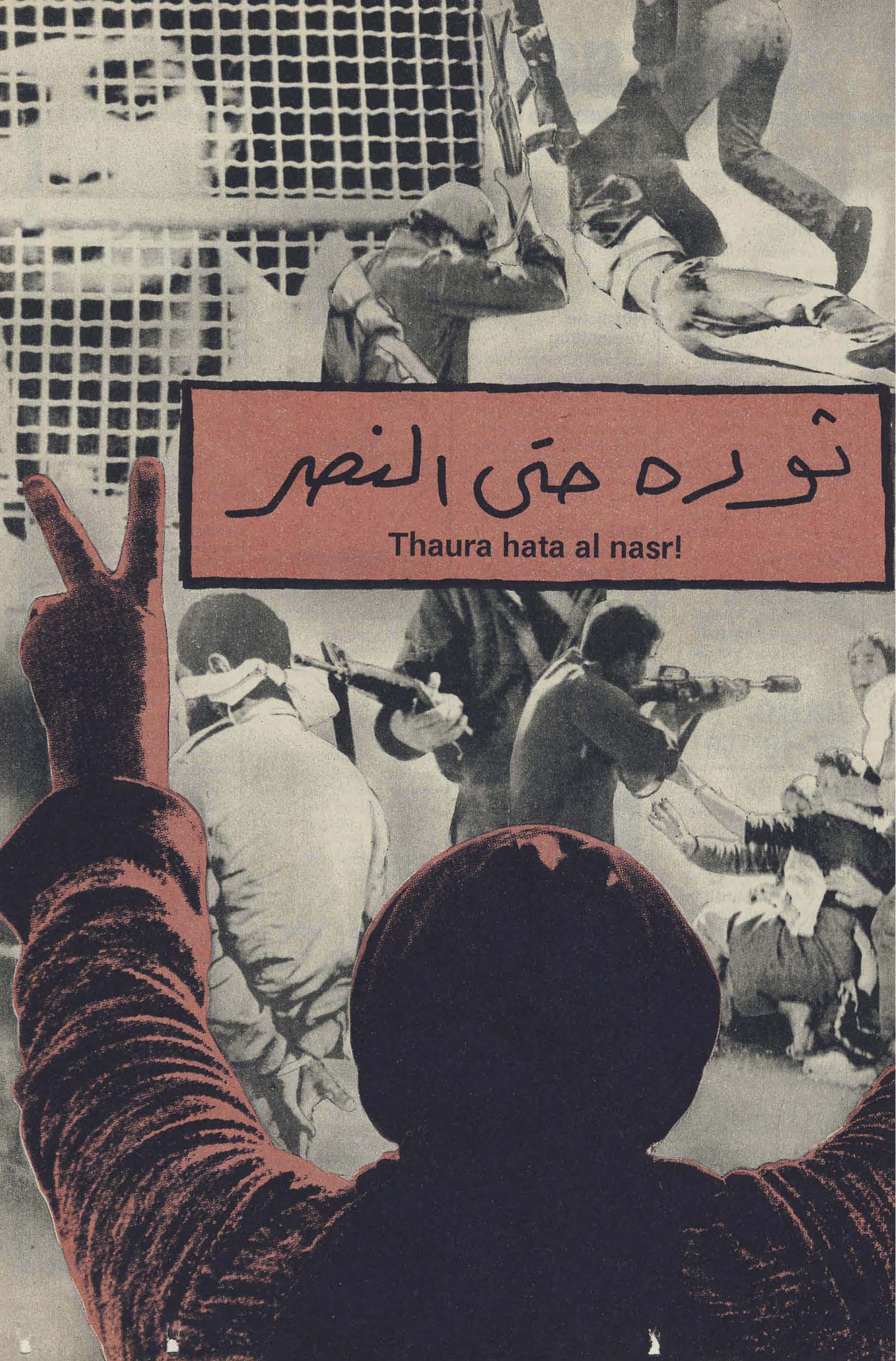
Wir sind nicht auf den Hund gekommen! Duden, Leitfaden 236: „Bei Ortsnamen sind verschiedene Formen der Ableitung auf -er möglich, Beispiel: Weimarer, auch Weimaraner."



... ist ein Bildbericht über die „Krusenstern" benannt, die die Matrosen unserer Volksmarine bei einem Flottenbesuch in Leningrad kennenlernten. AR besuchte ein Rock-Konzert im Feldlager, macht mit Pioniertauchern bekannt und stellt eine Geschoßwerferbedienung vor. In einem Exklusivinterview stand uns Oberst Eberhard Köllner Rede und Antwort – vor zehn Jahren Double für den gemeinsamen Weltraumflug UdSSR – DDR, heute Stellvertreter des Vorsitzenden der GST. Weitere Reportagen führen nach Kuba und zu den indischen Streitkräften. In der Reihe MILITARIA: „Die Taboriten" der Hussitenbewegung. Der Sportteil bringt ein Porträt des ASK-Läufers Jens-Peter Herold. Es gibt ein Preisausschreiben und ein neues Mini-Magazin

in der nächsten





ثوره حتى النصر
Thaura hata al nasr!

Begegnung mit PLO-Kämpfern

Der Verstand weigert sich, diese Nachrichten zu begreifen, das Gefühl entsetzt sich bei Bildern, die um die Welt gehen: Israelische Soldaten schlagen mit Steinen auf Palästinenser ein, zerschlagen die Arme und Beine der gefesselten Männer, bis die Knochen zersplittern. Soldaten in der Uniform des imperialistischen Staates Israel schieben Palästinenser zusammen wie Müll, um sie lebendig zu vergraben. Drücken auf Knöpfe, und Bomben stürzen nieder auf die Flüchtlingslager, zerreißen Menschen, verbrennen ihre Wohnstätten, vernichten, worauf Nahrung wachsen soll. Erschießen Mütter, Kinder, Junge, Alte – hunderte schon. Packen wahllos Palästinenser, schlagen sie bewußtlos und schleppen sie in ihre Gefängnisse – sechzehntausend zu der Stunde, da dies aufgeschrieben wird. Die Soldaten Israels, Menschen doch, foltern Menschen, so grausam, daß man es für nicht möglich halten will. Bis es einem einer erzählt. Bis man den Körper eines solchen Mannes sieht, der in israelischen Gefängnissen war. Zehn Jahre lang.

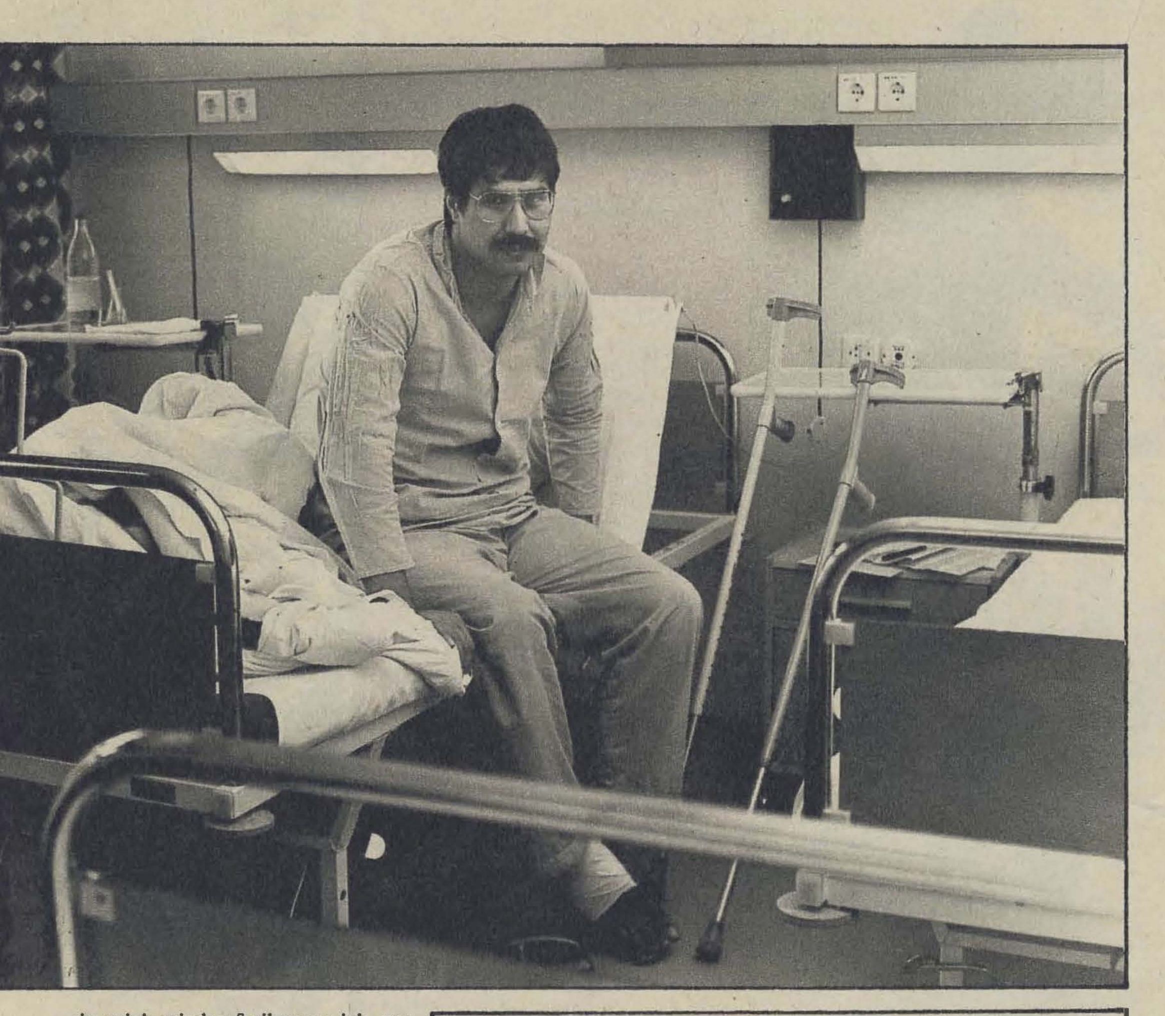
Der Mann heißt Khalid Issa, wurde geboren in der Stadt Hebron und ist jetzt fünfunddreißig Jahre alt. Am letzten Tag des Jahres 1974 hörte Khalid sein Urteil, verhängt von einem israelischen Militärgericht: zweimal lebenslänglich Zuchthaus plus zehn Jahre, weil er PLO-Mitglied ist.

Wir sitzen diesem Mann gegenüber. In einem Krankenzimmer, hier in der DDR, in der Chirurgischen Klinik der Militärmedizinischen Akademie der NVA in Bad Saarow. Khalid ist bereit, uns zu berichten, was er erlebte.

„... und gossen Benzin auf uns."

„Ich war sechzehn, als ich das erstemal verhaftet wurde, im Juli 71. Aber nach sechs Monaten mußten





sie mich wieder freilassen; ich war ja noch minderjährig. Wie war ich glücklich, daß ich wieder mitkämpfen konnte! Schon mit vierzehn hatte ich mich einer PLO-Verteidigungsgruppe angeschlossen und kämpfen gelernt wie die Erwachsenen. Alle bei uns müssen das können, Kinder, Großväter, Frauen, jeder. Bei uns geht es ums nackte Überleben. Wir müssen uns wehren können, und das lernen wir schon als Kinder."

Khalid, damals in dem Alter, in dem Jugendliche bei uns ihren Beruf erlernen, sich aufs Abitur vorbereiten, ihre erste Liebe erleben, abends in die Disko oder zum Training gehen, Khalid zog mit anderen Kämpfern nach Jordanien und weiter nach Syrien, wo sich 1972 Kämpfer der PLO befanden. 1974

معاً سوياً من أجل الحرية والسلام والديمقراطية
معاً سوياً من أجل عالم خالٍ من الحروب والاضطهاد

ging er zusammen mit anderen in die von Israel seit einundzwanzig Jahren besetzten palästinensischen Gebiete, dorthin, wo die Palästinenser einen beispiellosen Kampf führen gegen die Angriffe der bis an die Zähne bewaffneten Israelis. Und wirklich – Khalid ging, er ging zu Fuß, hunderte von Kilometern. Märsche bei sengender Hitze, schlafen unter freiem Himmel, so schlugen er und seine Mitkämpfer sich durch schweres gebirgiges Gebiet, das selbst dem Kamel, das ihnen die Ausrüstung trug, alle Kräfte abverlangte. Khalid kann nicht zählen, wie oft er und die drei anderen seines Trupps in Todesgefahr waren. Dann geschah es auch – eine Mine ging hoch. Zwei Kämpfer wurden verwundet, einer schwer. Sie bekamen das Kamel, das sie in den nächstgelegenen Stützpunkt zurückbringen konnte.

Durch die Detonation waren sie von den Israelis entdeckt worden. Zwar konnten sie sich noch die Nacht über versteckt halten. Tags darauf aber wurden sie von einem Hubschrauber aus gesichtet und gefangengenommen.

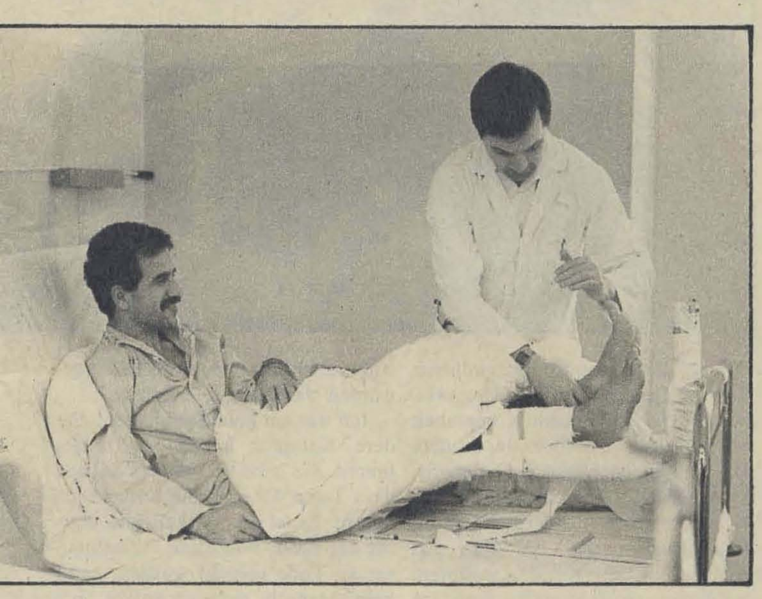
Khalid: „Gefesselt, mit verbundenen Augen, wurden mein Freund und ich nach Jerusalem geflogen, ins Sarafand. Das ist ihr berüchtigtstes Verhörgefängnis. Wir mußten

Khalid Issa, von Israels Militärrichtern zu zweimal lebenslänglich Zuchthaus verurteilt, ist frei und wird in der DDR gesundgepflegt.

Khalids Gruß an die AR-Leser: „Gemeinsam für Freiheit, Frieden und Demokratie! Gemeinsam für eine Welt ohne Krieg und Unterdrückung!"

Walid Hassan hat allen Grund zur Freude: Bald schon kann er seine kleine Tochter Niemeh wieder in die Arme nehmen.

Bei Hauptmann Dr. med. Beutling ist er in den besten Händen.



auf dem Bauch liegen. Hände und Füße waren auf dem Rücken zusammengefesselt. Während der ganzen Zeit des Verhörs traten uns Soldaten mit ihren Stiefeln, wohin sie trafen, in den Bauch, an den Kopf, überallhin. Sie befahlen uns, zu singen. Wir taten es nicht. Wir sollten in ein anderes Gefängnis gebracht werden. An diesem Tag waren etwa vierzig Grad Hitze. Sie stießen uns gefesselt auf einen LKW und warfen schwere, wollene Decken auf uns, sodaß wir die Hitze doppelt und dreifach ertragen mußten und kaum noch atmen konnten. Dieses andere Gefängnis war ungefähr fünfunddreißig Kilometer entfernt. Die Israelis fuhren extra weite Umwege, um unsere Tortur zu verlängern. Unterwegs hielten sie an. Wir mußten runter vom LKW und wurden auf den Platz einer Baustelle geschleift. Den Arbeitern dort riefen sie zu: ‚Wer Lust hat, palästinensische Terroristen zu verprügeln, kann zuschlagen.' Es war eine Art Tischlerei. Die Leute nahmen, was sie greifen konnten, Latten, Bretter, Leisten, und schlugen auf uns ein. Wir konnten wegen des Blutes nichts mehr sehen. Der nächste Halt war an einer Tankstelle. Wieder wurden wir vom LKW gezerrt. Sie öffneten einen Kanister und gossen Benzin auf uns. Ich konnte nur noch denken: Jetzt verbrennen sie uns. Den Schmerz spürte ich nicht, ich war wie betäubt. Jedoch die Israelis verbrannten uns nicht. Es sollte nur eine zusätzliche Qual für uns sein, das Benzin in den offenen Wunden.

In dem Gefängnis kamen wir in eine Zelle, die sie Kühlschrank nennen. Sie ist hermethisch abgeschlossen. Draußen kann keiner die Schreie von da drin hören. Sechs Stunden wurden wir dort verhört. So nennen sie es, wenn sie Palästinenser foltern. Danach mußten wir unterschreiben, nicht Israelis hätten uns so schwer mißhandelt, sondern mein Mitkämpfer und ich hätten es uns selbst gegenseitig angetan.

Ich kam in die Zelle Nr. 10. Sie hatte die Ausdehnung von zwei zusammengestellten normalen Eßtischen. Bekleidet war ich nur noch mit meiner Unterhose. Ich erhielt eine halbe Decke und einen schwarzen Sack. Den hatte ich sofort über den Kopf zu ziehen, sobald ein Israeli die Zelle betrat. Ich mußte auf dem Fußboden liegen. Es gab keine Toilette, nur einen Eimer. Und unzählige Kakerlaken. Die Zelle hatte ein Fenster, so groß wie ein Schulheft. Davor war eine Blechwand, sodaß absolut nichts zu sehen war.

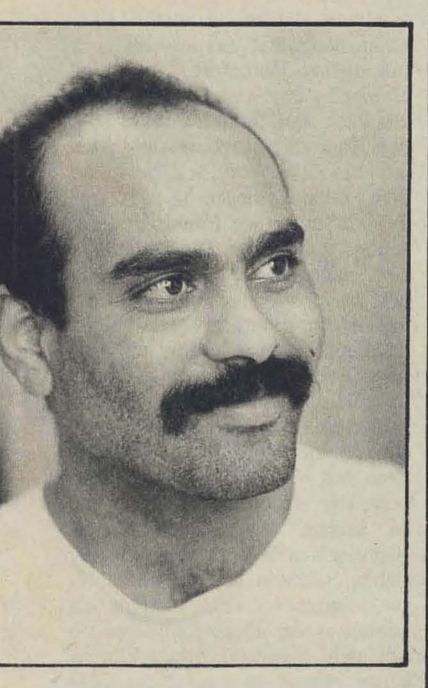
Dreimal am Tag bekam ich Wasser und gerade soviel Brot und Marmelade, daß die Lebensfunktionen nicht versagten. In diesem stinkenden, dunklen Loch war ich zwanzig Tage und Nächte. Und immer Verhöre. Der verhörende Offizier hatte an seinem Tisch einen Knopf. Wenn er den drückte, kamen sechs, sieben Soldaten herein und schlugen solange auf mich ein, bis ich bewußtlos war. Dann schütteten sie aus den bereitstehenden Eimern kaltes Wasser über mich, und das Verhör ging weiter."

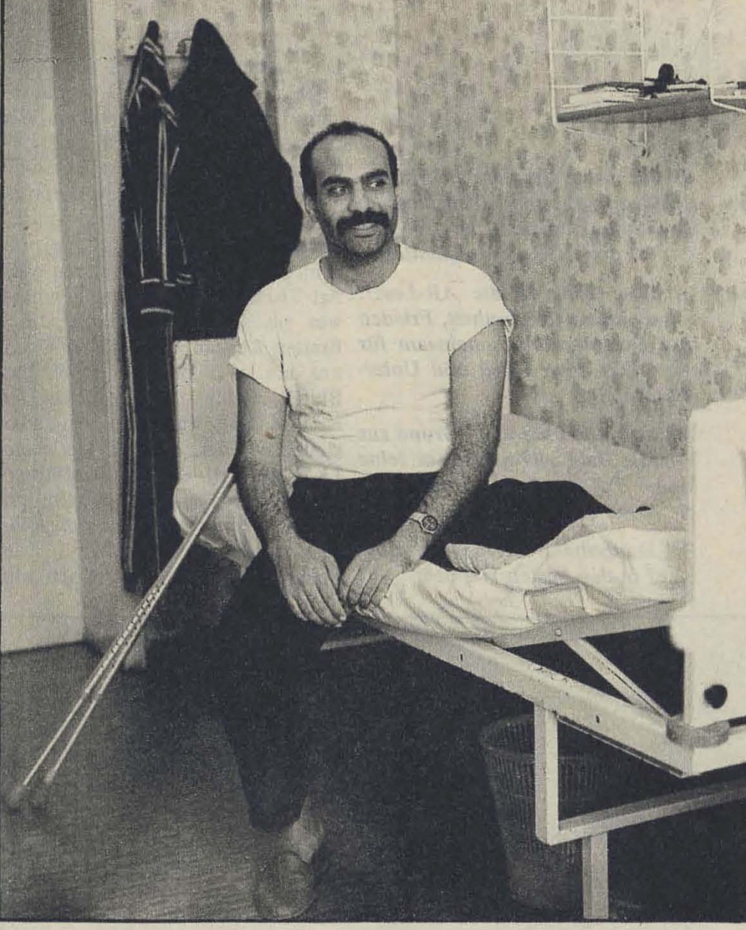
Sag uns, Khalid, wie hast du das ertragen können?

„Man kann es, ganz einfach, weil man es muß. Bei der Folter sind die ersten fünf Minuten entscheidend. Die muß man überstehen, unbedingt! Danach ist man so betäubt von dem Schmerz, daß ganz gleichgültig ist, was sie mit einem tun. Nach diesen Verhören haben sie mich in eine Zelle gesperrt, in der man nicht aufrecht stehen, sondern nur zusammengehockt sitzen kann. Die Beine muß man ganz dicht an den Leib ziehen, so eng ist es. Diese war die furchtbarste Zelle. Sie war vollkommen dunkel."

Ich frage Khalid, ob er, gequält, erniedrigt, eingesperrt schlimmer als ein wildes Tier, nicht auch verzweifelt war, ob er geweint hat, ob er Angst vor dem Sterben hatte?

„Mir war damals klar, daß ich sterben muß", antwortet Khalid. „Nicht vor dem Todesurteil und vor dem Erschießen hatte ich Angst, nein, sondern davor, daß sie mich zu Tode foltern würden. Ja, ich war verzweifelt. Ja, ich hatte Tränen. Wegen der rasenden Schmerzen. Wegen der Einsamkeit. Wegen meiner Hilflosigkeit. Jeder Gefangene





von uns kennt solche Momente. Aber da muß man etwas für sich finden, um die Verzweiflung und den Schmerz zu beherrschen."

Woher, Khalid, hast du die Kraft dafür genommen?

„Ich habe die Verhöre überstanden, wo sie mich unzählige Male nach Stützpunkten der PLO gefragt haben, nach Standorten von Kämpfern vor allem. Hätte ich auch nur eine einzige Position verraten, wäre Minuten später ein Luftangriff die Folge gewesen. Nichts habe ich verraten, nichts. Das war mein Befehl, den ich mir selbst gegeben hatte. Die Kraft dafür, die haben wir Palästinenser alle aus derselben Quelle: Es ist der Glaube an die Gerechtigkeit unseres Kampfes. Es ist der Wille eines jeden von uns, für unser Recht zu kämpfen – für einen eigenen, selbständigen palästinensischen Staat auf unserem Territorium, das uns die Israelis geraubt haben. Es ist die Überzeugung, daß unser Volk den Sieg erleben wird. So wie jeder PLO-Kämpfer war ich auch bereit, dafür mein Leben zu geben. Wir alle wissen, es geht um Tod oder Leben, für den einzelnen wie für unser ganzes Volk."

Nach dieser für Khalid endlosen Zeit der Grausamkeit und Ungewißheit, wo er wie lebendig begraben war in der lichtlosen Zelle, brachte man ihn in ein nächstes Gefängnis. Man schloß ihn mit Kriminellen zusammen, mit Mördern, Räubern, Kapitalverbrechern, die ihre Art von Justiz an Khalid verübten. Nach anderthalb Monaten dort kam er schließlich vor ein israelisches Militärgericht.

Ich frage Khalid, wessen man ihn eigentlich angeklagt hat. Er wurde beschuldigt, Angehöriger einer Terrororganisation zu sein, ferner der Grenzverletzung und des Waffenbesitzes sowie des Vergehens, israelische Soldaten, die ein Zivilfahrzeug gefahren hätten, angegriffen zu haben. Nur zu einer einzigen Beschuldigung bekannte sich Khalid: er bekannte, Palästinenser zu sein.

Dann erging das Urteil. Khalid wurde abgeführt. Er war neunzehn Jahre alt.

Was hat dir geholfen, Khalid, diese zehn Jahre, die im Frieden gewiß die schönsten deines Lebens geworden wären, zu überstehen?

„Ich war am Leben geblieben. Andere Kämpfer haben sie umgebracht. Sie haben ihnen Wasser aus dem Toten Meer in die Lungen gepumpt. Es ist das salzhaltigste Wasser der Erde. Wie diese Palästinenser zu Tode gequält wurden, kann kein Mensch sich vorstellen. Ich lebte. Das Gefängnis war für mich kein Endpunkt, obwohl sie mich zu lebenslänglich verurteilt hatten. Es war ein neuer Kampfabschnitt. Als Soldat kann man anders kämpfen. Man hat sein Gewehr, ist ausgebildet, kennt die Aufgabe und ist nicht allein. Für einen PLO-Kämpfer in einem israelischen Gefängnis hat der Kampf ein besonderes Gesicht. Da leistet man Widerstand, mit Hungerstreiks zum Beispiel; da kämpft man um seine Kraft, seine Würde, ums Durchhalten, ums Überleben. Ich trauere diesen zehn Jahren nicht nach, niemals. Nein – ich bin stolz auf meine Vergangenheit. Denn ich konnte meinem Volk

Mohamad wurde vor dreiundzwanzig Jahren in einem Flüchtlingslager geboren. Er hat nie etwas anderes kennengelernt als Kampf: ums tägliche Sattwerden, ums tägliche Überleben, Kampf gegen die barbarischen Überfälle der israelischen Besatzer, Kampf um die einfachsten Rechte der Menschen. Von Mohamads großer Familie ist ihm nur die Mutter geblieben ...

Der zwanzigjährige Ahmad Abdel-Rahim wurde Ende vorigen Jahres bei einem Angriff der Amal-Milizen durch eine Panzergranate verwundet. Er teilt das Zimmer mit Mohamad.



etwas opfern – ein Stück meines Lebens."

Khalid Issa wurde ausgetauscht gegen sechs Israelis, die während der israelischen Aggression 1982 gegen Libanon festgenommen werden konnten. Khalid war frei – und ging sofort in den Kampf.

In der Nähe von Saida wurde er im Mai 1987 verwundet. Ein Geschoß zerschlug ihm das rechte Fersenbein. In der Krankenstation des Flüchtlingslagers Ain Al-Helwi, das auch zu den ständigen Zielen der Aggressoren gehört, konnte er nur notdürftig versorgt werden. Der palästinensische Arzt dort hatte seine Facharztausbildung in der DDR absolviert und wußte, die Kunst unserer Ärzte und die medizinischen Möglichkeiten in der DDR könnten Khalid vor der drohenden Amputation seines Fußes bewahren.

Nun ist er bei uns, so wie viele Kämpfer der PLO, aus Nikaragua, aus Angola, von überallher, wo Menschen im Kampf um ihre einfachsten Menschenrechte Leben und Gesundheit opfern müssen. Die Militärmediziner in Bad Saarow haben es geschafft. Khalid wird wieder ohne Schmerzen laufen können. Und er wird weiter kämpfen.

Der Traum vom Olivenbaum

Nicht nur die DDR-Ärzte, die unterm weißen Kittel das Steingrau unserer Armee tragen, bieten ihr ganzes ärztliches Können für die PLO-Kämpfer auf. Überall in den Krankenhäusern unseres Landes stehen auf den Operationsplänen häufig arabische Namen.

In der Orthopädischen Klinik in Birkenwerder, einem Vorort von Berlin, besuchten wir Mohamad Al-Husari. Er ist zwölf Jahre jünger als Khalid. Und vor zehn Jahren lag Mohamads Vater hier in diesem Krankenhaus, auf dieser Station, nur in einem anderen Bett! So lange schon werden hier PLO-Kämpfer betreut.

Mohamad hatte acht Geschwister. Bei der Invasion Israels im Libanon 1982 wurde seine damals vierzehnjährige Schwester schwer verwundet und starb. Bei einem der Überfälle auf ein Beiruter Flüchtlingslager 1985 kam ein Bruder ums Leben. Bei dem Luftangriff auf das PLO-Hauptquartier in Tunis 1985 wurde eine Schwester getötet ... Mohamads nahezu ganze Familie ist dem brutalen Terror zum Opfer gefallen, mit dem der imperialistische Staat Israel das Volk der Palästinenser in die Knie zu zwingen versucht, vom Tage seiner Gründung an vor nunmehr vierzig Jahren.

Mohamad war siebzehn, als israelische Panzer sein Flüchtlingslager im Libanon beschossen. Zusammen mit einem Freund schaffte er es, zwei Panzer kampfunfähig zu machen. Sein linker Unterschenkel wurde von einem Geschoß zerrissen. Sein Freund starb vor seinen Augen. Mohamad sah, wie Men-

Fortsetzung auf Seite 94





Die schlichten Fragen haben es in sich. Und diese hier ist von geradezu aufregender Harmlosigkeit:

Warum gerade ich?

Jeder hat sich diese Frage schon gestellt. Seien wir also ehrlich, nehmen wir uns so wichtig, wie wir wirklich sind.

Ich halte es für menschlich, daß man hin und wieder vor einer Situation steht, wo man sich wirklich fragen könnte oder sollte, ob nicht vielleicht ein anderer ... Im Alltag läßt sich das in der Regel schnell klären: Für mein Mädchen bin ich selbstverständlich nicht – oder nur schwer – ersetzbar; beim Stuben- und Revierreinigen heute abend sieht die Sache völlig anders aus, da fallen einem schon etliche Kandidaten ein. Klar.

Wenn wir uns aber mal über Küsse und Besen erheben, macht mich doch die Vorstellung sehr nachdenklich, ob es wirklich so schnurzpiepegal sein soll, daß gerade ich gerade dieses oder jenes tue oder lasse. Wir seien alle, so sagen welche, nur Staubkörner im Wind der Weltgeschichte. Das ist eindeutig bürgerlicher Herkunft und für die Macher und Lenker der kapitalistischen Bürgerwelt von höchst praktischem Wert:

Du kleine Pfeife richtest sowieso nichts aus ...

Andererseits hält es ja nun wahrlich weder den Lauf der Geschichte noch den Fortschritt des Sozialismus auf, wenn unsereiner mal die Flügel hängen läßt. Stimmt doch: Der Sozialismus nimmt seinen Grundsatz, für alle da zu sein, auch dann wahr – persönlich nachprüfbar. Da kann einer sagen, was er will. Daß in der DDR bei einem so einschneidenden Anliegen wie der Vergabe einer Wohnung zum Beispiel nicht gefragt wird, was du leistest, sondern was du brauchst, ist ein sehr menschenfreundlicher Wesenszug unseres sozialistischen Staates. Daß in unseren Schulen kein Kind nach den Vermögensverhältnissen der Eltern gefragt und bewertet, womöglich vorsortiert wird für den „besseren Bildungsweg", ist auch so ein Beispiel.

Zweifellos ist es also von Vorteil, bei uns Gleicher unter Gleichen zu sein. Dafür – nebenbei bemerkt – sind vor fast 200 Jahren die Barrikaden der französischen bürgerlichen Revolution gewachsen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Bloß geschafft haben sie es nirgendwo, die Bürgerlichen. Wo das Geld regiert, kommt das Geld zuerst. Dann das Menschliche, dann die Moral.

Ich erwähne dies, weil unsere Frage – warum gerade ich? – in der bürgerlichen Welt tatsächlich anderer Art ist.

Stell dir doch mal deine Freunde vor: Und nun zähle jeweils bis drei; jeder dritte scheidet aus, geht ab, eine Etage tiefer auf eine niedrigere soziale Stufe. Er muß ja nicht gleich arbeitslos werden. Kurzarbeit reicht auch. Oder, als junge Mutter mit einem Kind allein dazustehen. Oder, als Linker politisch auffällig zu werden – Kommunist womöglich. Der moderne Kapitalismus hat viele Varianten, dich abrutschen zu lassen ins letzte Drittel. Frag nicht, warum. Ausgerechnet du? Frag lieber: Warum gerade du n i c h t?

So erweist sich unsere harmlose Ausgangsfrage als eine hochpolitische. Nicht einmal der dicke, fette Kapitalismus – der „magere" wie in Brasilien beispielsweise erst recht nicht – ist imstande, allen seinen Mitmenschen ein anständiges Leben und eine lohnenswerte Perspektive zu garantieren. Nicht nur einmal habe ich in der anderen deutschen Republik Leute sagen hören: „Garantieren kann hier keiner für etwas. Jeder kann nur hoffen und alles tun, daß es nicht gerade ihn trifft, wenn einer von Bord muß." Aber es müssen bei denen anscheinend immer welche „von Bord". Gestern in den Werften von Hamburg bis Kiel, heute die Stahlkocher im Ruhrgebiet, morgen ... ja, wer ist der nächste? „Jeder ist sich selbst der Nächste." Daß dies bei unseren westlichen Nachbarn in der Tat so ist, richtet sich traurigerweise selbst gegen jene, die solche Sprüche klopfen. Vor der inzwischen geschlossenen Thyssen-Hütte in Hattingen sprach ich mit einem jungen Stahlwerker. Der war sauer und bis zur kalten Wut enttäuscht, weil damals der Protest der Thyssen-Kumpel gegen die Stillegung der Hütte nur ein paar Tage Schlagzeilen machte und dann stillschweigend versickerte. Ich ersparte ihm nicht die Frage, ob er denn protestiert habe, als vorher die Maxhütte in Bayern dichtmachte. Er schwieg. Auch er hatte gedacht: Mich wird's schon nicht treffen ...

Na gut, das sind nicht unsere Probleme. Wir haben zu unserem Glück den Kapitalismus abgeschafft bei uns. Solche Ängste wie dort hat hier keiner, hier steht also dieselbe Frage auch ganz anders.

Warum gerade i c h? G e r a d e ich, g e r a d e du! Obwohl wir so viele sind. Oder gerade deswegen. Wir im Sozialismus haben doch Erwartungen aneinander. Letztlich funktioniert doch dieser Sozialismus dadurch, daß wir allesamt – ich und du – diese Erwartungen erfüllen. Natürlich ist bei uns nicht jeder sich selbst der Nächste. Aber jeder ist für sich um sein Stück zur gemeinsamen Sache ja wohl selbst verantwortlich. Was passiert, wenn einer oder einige diese Verabredung nicht einhalten, können wir in jedem Geschäft erleben: Mal fehlt dieses, mal jenes, zu unserem Ärger häufig das, was du gerade brauchst.

Vorhin hieß es, den Sozialismus halte es nicht auf, wenn unsereiner mal, statt zu arbeiten, ein Sonnenbad nimmt. Stimmt. Andererseits fällt uns jeglicher Fortschritt umso schwerer, je mehr Kumpel nur zugucken. Wenn beispielsweise in jeder unserer derzeit 44 685 Jugendbrigaden der FDJ jeweils nur ein einziger einen einzigen Tag ausfällt, geht uns die komplette Tagesproduktion eines großen Industriekombinates flöten. Oder: Wenn in jeder Einheit unserer Grenztruppen ein Posten im Dienst mal ein Nicker chen machen wollte – das stellen wir uns lieber nicht vor! Auch bei einem Flugzeugführer – egal, ob in einer Jagd- oder Verkehrsmaschine; oder bei einem Chirurgen im OP oder einem Busfahrer auf der Strecke. Immer verursacht die Vorstellung, daß diese Leute auch nur eine Minute „abschalten" könnten, erhebliches Unbehagen.

Was eigentlich berechtigt uns denn, unsere tägliche Verantwortung etwas weniger wichtig zu nehmen? Weil die Konsequenzen nicht sofort und nicht

so scharf erkennbar sind wie beim Grenzsoldaten und Piloten, beim Chirurgen oder Busfahrer?

Manche unter uns nehmen sich kurzerhand jenes umstrittene Recht, alle fünfe gerade sein zu lassen oder nicht mehr als das unbedingt Allernötigste zu tun. Und oft, zu oft mit der „Begründung": Warum ausgerechnet ich?!

Ja, warum wohl? Bei uns braucht doch keiner Angst zu haben, daß er „gefeuert" wird. Jeder hat sein Ein- und Auskommen. Vorausgesetzt, er arbeitet anständig. Ob halbwegs oder fleißig, ist eine Sache der Moral freilich. Und zu begreifen, daß uns niemand was schenkt und keiner dem anderen die Arbeit macht, ist eine Sache der Vernunft und dürfte so schwierig nicht sein. Verlangt dann aber Aktivität, Entscheidung! Ich meine, es spricht für das hohe Maß an Freiheit im Sozialismus, daß letztlich jeder Arbeiter selbst entscheidet, ob er das heute unbedingt Notwendigste oder das real Mögliche tut. Glücklicherweise gibt es bei uns mehr Leute als dem RIAS lieb ist, die zur Mehr-Leistung entschlossen sind. Doch bin ich auch dafür, diese Entscheidungs-Freiheit der Arbeiter im Sozialismus bei der Soldaten-Arbeit für den Schutz dieser unserer Freiheiten auf eine einzige Forderung einzugrenzen: Garantieren, daß diese Friedenserhaltungs-Arbeit in höchster Qualität, also absolut zuverlässig, an jedem Tag und in jeder Nacht von jedem Mann getan wird! Vieles wäre verzeihlich, alles zu reparieren oder nachzuholen – dieses nicht: die Verteidigung des Friedens dieser Welt, hier in Europa an einem seiner empfindlichsten Punkte, auch nur einen Augenblick zu unterlassen.

Ich weiß; es bleibt eine anstrengende, für manchen nur schwer zu verstehende Konsequenz, daß wir Waffen brauchen um des Friedens willen. Daß wir noch immer junge Männer brauchen, die mit diesen Waffen umzugehen lernen. Ja doch, wir wüßten Erfreulicheres. Eben deshalb möchten wir mit aller Kraft und Leidenschaft abrüsten. Nur wäre es verhängnisvoll, wollten wir dabei Tatsachen übersehen: Zwar sind wir mit dem Washingtoner INF-Abkommen vom 8. Dezember 1987 endlich einen ersten Schritt vorangekommen, und aus Waren (DDR) wurden die sowjetischen Mittelstreckenraketen sogar vorfristig abgezogen. Aber die amerikanischen in Mutlangen (BRD) sollen offensichtlich bis zum letztmöglichen Vertragstag auf den Abschußrampen bleiben. Und mit dem nächsten Schritt – dem Abbau der strategischen Offensivwaffen um 50 Prozent – tun sich die USA und die NATO noch viel schwerer. Statt abzuwracken, debattieren dortzulande Politiker und Militärs seit dem sowjetisch-amerikanischen Gipfel ungeniert eine einzige Frage: Wann und wie künftig abzuschreibendes Mittelstreckenpotential durch Modernisierung atomarer Kurzstreckenraketen und konventionelle Hochrüstung zu „kompensieren" ist. Und auch im Weltraumrüstungsprogramm geht es ungeachtet aller Proteste und Warnungen munter weiter. Obgleich US-Verteidigungsminister Carlucci neuerdings lediglich eine „erste Stufe" im Sinn hat, die ausgewählte Objekte und Gebiete „schützen" soll – Weltraumwaffen will er unbedingt.

Es ist eine bittere Lehre der Geschichte: Die Gegner des Sozialismus dürfen nie unterschätzt werden. Und wahr ist, daß jenes vom sozialistischen Staatenbündnis und durch die Sowjetunion insbesondere erreichte und bisher erhaltene Kräftegleichgewicht einen nuklearen Vernichtungskrieg verhindert hat. „Frieden durch Abschreckung"? Diese These ist nicht die unsere. Sie gehört zum Kampfsatz der NATO. Und das bedeutet: keine Absage an den Krieg, sondern bewußtes Spiel mit dem Risiko eines solchen. Die da einen „Frieden in Freiheit" preisen, permanent aufrüsten und mit dem Feuer gokeln, drängen auf militärische Überlegenheit und möchten uns so ihre Bedingungen aufzwingen, uns politisch erpressen, erdrücken.

Unser Konzept ist da ganz anders: Frieden durch Abrüstung! Aber eben auf der Basis gleicher Sicherheit, also bei Aufrechterhaltung militärstrategischer Parität auf einem immer niedriger werdenden Niveau. Dafür kämpfen wir. Und solange dieser von Kriegsängsten freie, gesicherte Friede nicht Realität ist, brauchen wir eine moderne, gefechtsbereite Armee. Und da sind wir wieder bei unserer Frage:

Warum gerade ich?

Die Gefechtsbereitschaft der Armee, heißt es in Alexander Beks „Wolokolamsker Chaussee", ist so groß wie die jedes ihrer Soldaten. Einigen wir uns also: Wir sind nicht ersetzbar. Du nicht, ich nicht, gerade wir nicht. Und gerade jetzt nicht. Unseretwegen.

Text: Peter Neumann
Bild: Manfred Uhlenhut

Dmitri Dmitrijewitsch Shilinski, UdSSR
Das Gedicht, Tempera

Als er sechsundvierzig Jahre alt war, malte der 1927 in Sotschi geborene Dmitri Dmitrijewitsch Shilinski dieses Bild im Format 111× 56 cm (Besitzer: Künstlerverband der UdSSR). Vielleicht ist ein Mädchen dargestellt worden, das der Künstler näher kennt und von dem er weiß, daß ihm die Poesie mehr als eine flüchtige oder durch die Schule pflichtgemäß nahegelegte Bekanntschaft bedeutet. Wenn es so ist, wird man die Darstellung als etwas sehr Persönliches verstehen können, als ein Bild, das diesen jungen Menschen in einer für ihn typischen Haltung zeigt, nämlich nachdenklich, besinnlich, still, also empfindsam (nicht sentimental). Das aufgeschlagene Buch in der Hand, in dem ein Gedicht stehen mag, das nicht einfach zu verstehen und der Lesenden nicht gleichgültig ist, blickt sie zu Boden und sieht Blumen vor sich, die üppig und schön neben anderen blühen und ebenso weiß sind wie das Kleid, das sie trägt.

In der alten Kunst bedeutete die Blume, die das junge Mädchen vor sich sieht, die Lilie, Reinheit, Keuschheit, Unschuld, und sie war ein Symbol der Jungfrau Maria. Die christliche Tradition in der Bildkunst bediente sich also eines sehr schönen Sinnbildes, um Jugendlichkeit auszudrücken, wenn auch die „Reinheit" des Weiblichen im Christentum als Überwindung der sogenannten „Erbsünde" (die von einer Frau angeblich in die Welt gebracht worden war) aufgefaßt wurde. Aber die Blume, das Wachsende, sich Entfaltende, Blühende, ist ein so einfaches Symbol, daß es auch im hier wiedergegebenen Bild verständlich erscheint.

Hinter dem Mädchen sieht man Bäume, an denen Früchte hängen. Vielleicht handelt das Gedicht im aufgeschlagenen Buch von dem Weg, den die Erkenntnis gehen muß, um das Wachsen, das Erblühen, kurzum das Entstehen von Leben und Schönheit zu verstehen. Es wird von der Kostbarkeit sprechen, die im Lebendigen liegt, und von der Freude, das Schöne wahrnehmen zu können. Das Buch und die Natur, der menschliche Geist und die Realität, die er aufnimmt, erscheinen sinnfällig als aufeinander bezogene Dinge. Das Blühen wird der Reife von Früchten zugeordnet. Auch dieses Sinnbild betrifft das junge Leben und seine Entfaltung. Es drückt die Hoffnung aus, daß das Mädchen sein Leben in Frieden verbringen und seine Fähigkeiten sinnvoll und nutzbringend entfalten wird.

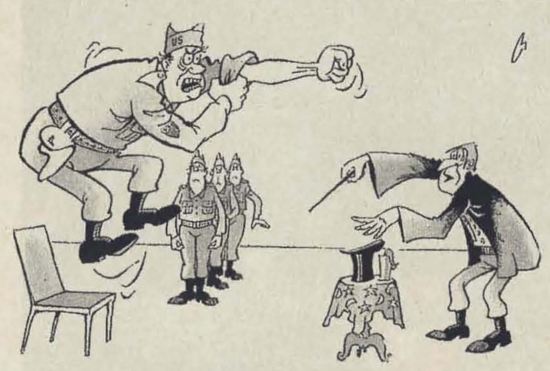
Vielleicht sind solche Überlegungen manchem zu weitgehend, um die einfache Darstellung betreffen zu können. Wenn der aufmerksame Betrachter dieses sorgfältig gemalte Bild aber als den Ausdruck von Vertrauen zur Jugend verstehen will, wird er die Sprache der Symbole als eindrucksvolles künstlerisches Mittel erkennen.

Anziehend erscheint die Zurückhaltung des Malers. Keine schreienden Farben, statt dessen eine sorgfältig abgestimmte Farbenskala, die der Feinsinnigkeit des jungen Mädchens entspricht. Die Pose der Stehenden ist etwas auffällig und die Barfüßigkeit des Mädchens nicht ganz erklärlich, der Gesichtsausdruck erscheint mehr einstudiert als innig versunken. Insgesamt erinnert das Bild an Werke der englischen „Präraffaeliten" im 19. Jahrhundert, die den Ehrgeiz besaßen, italienischen Bildern des 15. Jahrhunderts mit ihren Gemälden entsprechen zu können. Das gelang nicht, wie es auch Shilinskis Bild nicht ganz gelingt, die Lebensfülle eines jungen Menschen fühlen zu lassen. Aber die Bilderfindung macht auf etwas Wesentliches aufmerksam. Nicht allein Träumerei, sondern konkrete Betrachtung, ahnendes Erkennen von Zusammenhängen ist mit diesem Bilde ausgedrückt, und wie das Wort des Gedichtes erscheinen die sichtbaren Dinge als etwas, das den jugendlichen Geist und Charakter formt.

Die Poesie ist nicht überflüssig, sie ist so wichtig wie die Rationalität, um die Fülle und Schönheit des Wirklichen zu erfassen. Das Bild weist in schlichter Gestaltung darauf hin, daß auch das Gedicht seinen unersetzlichen Platz einnimmt. Das bevorstehende 18. Zentrale Poetenseminar der FDJ in Schwerin könnte dieses Gemälde gut gebrauchen.

Text: Horst-Jörg Ludwig
Reproduktion: Heinz Korff





Übersinnlicher Rohrkrepierer

Der Auftrag des US-amerikanischen Verteidigungsministeriums an ein 14köpfiges Expertenteam – Psychologen zumeist – war eindeutig: die Kampfkraft der GI's sollte komplettiert werden.

Angesichts der gesteigerten globalstrategischen Ambitionen Washingtons schwebte den Geldgebern Sensationelles vor: So sollten die Soldaten nicht nur im Tiefschlaf gedrillt und durch „mentales Training" ihrer Denk- und Verhaltensweisen gefügig gemacht werden. Nein, man gedachte allen Ernstes, auch das „Übersinnliche" oder die „Kräfte Psi" zu wecken und in den Kriegsdienst zu stellen. Eine „Demonstration" sollte beweisen, was „Psi" schon alles kann: In einem Forschungslabor in San Diego wurden einer Testperson weiße Blutkörperchen entnommen und in eine Röhre gefüllt. Durch zwei Meter Luft von diesem Behälter getrennt, hatte nun der Spender die Leukozyten zu aktivieren, und ein Monitor stand bereit, diese „Aktivierung" sichtbar zu machen. Doch wie peinlich – der Bildschirm blieb dunkel. Wo das Pentagon sich alles so schön ausgemalt hatte ...

Im Frühjahr war durchgesickert, was Gutachter zu den Zielen jener seit 1985 verstärkt betriebenen Experimente zusammengefaßt hatten. „Einflußreiche Offiziere" und „bestimmte Teile der Armee" – so hieß es – hätten danach verlangt, sich „auch außergewöhnliche Techniken" zunutze zu machen. Weshalb sind die in dem Bericht als „militärische Entscheidungsträger" bezeichneten Leute nahezu versessen darauf, über „Psi-Waffen" zu verfügen?

Weit weg vom Schuß, hätten sie gar zu gern „Medien", die ihnen mittels „übersinnlicher Kräfte" das Spionieren aus der Ferne besorgen. Dies zum ersten. Zum zweiten sollen durch „Psychokinese" auch Objekte „mental beeinflußt" oder – klar ausgedrückt – feindliche Computer blockiert, Raketen zur Explosion gebracht sowie Waffen und anderes Gerät im gegnerischen Hinterland zerstört werden. Sie sind vernarrt in ihre absurde Idee von der Führbarkeit eines klitzekleinen Krieges, dessen Urheberschaft dann in mysteriöses Dunkel gehüllt bliebe. In der Tat ein verlockender Gedanke für Globalstrategen. Doch deren heiß ersehnte „psychotrone" Wunderwaffen bleiben vorerst nur in ihren Köpfen existent. Eine kalte Dusche mag den erhitzten Visionären des „Psi-Krieges" die nüchterne Feststellung der Experten gewesen sein, daß es derzeit für die Armee „keinen Grund für ein direktes Engagement" gebe.

Interessant wäre nun allerdings zu erfahren, ob sich die geschockten Väter eines „übersinnlichen Rohrkrepierers" zur psychiatrischen Behandlung nach Fort Harrison im USA-Bundesstaat Indianapolis begeben durften. Dort versucht seit 1982 das Militär, „Gehirnwellen zu glätten", um „innere Spannungszustände" abzubauen, sehr zu empfehlen für verhinderte Psi-Krieger. Vorausgesetzt, daß wenigstens diese Therapie inzwischen funktioniert ...

Gregor Köhler

AR International

● **Die USA-Luftwaffe** hat bei General Dynamics die Produktion einer neuen Trägerrakete in Auftrag gegeben. Elf Atlas Centaur 2 im Gesamtwert von einer halben Milliarde Dollar, die jeweils Lasten bis zu 2,7 Tonnen in den Weltraum befördern können, sollen nach Angaben von Luftwaffen-Minister Edward Aldridge bis Ende 1991 einsatzbereit sein. Militärische Kommunikations- sowie kommerzielle Satelliten würden bevorzugtes Frachtgut. Noch Ende dieses Jahres werden leistungsfähige Titan-Raketen und die kleinere Delta 2 in Dienst gestellt. Ein schwerer Transporter mit einer Ladungskapazität von 45 Tonnen ist für Ende der 90er Jahre vorgesehen.

● **Ihr Interesse** an einer britischen Raketentechnologie haben die USA unter dem Gesichtspunkt eines möglichen Einsatzes im Rahmen des SDI-Programms bekundet. Nach einem Bericht des „Guardian" handelt es sich um die Boden-Luft-Rakete Starstreak, die vom britischen Staatskonzern Short Brothers entwickelt wird und Anfang der 90er Jahre die Blowpipe- und Javelin-Raketen der britischen Armee ablösen soll. Die Zeitung berichtet von einem Vertrag zwischen dem in Belfast ansässigen Unternehmen und der USA-Armee, demgemäß eine Untersuchung der Startreak-Technologie auf Anwendbarkeit gegen ballistische Raketen kurzer Reichweite vorgesehen ist. Für einen späteren Zeitpunkt würden auch praktische Flugtests erwogen. Die von der Schulter des Schützen abzufeuernde Rakete ist eine sich hochbeschleunigende, vernichtungsstarke Waffe mit drei einzeln gesteuerten Sprengköpfen.

● **Die USA-Armee** hat in der Forschungsbasis Dugway Proving Ground (USA-Bundesstaat Utah) seit 1978 zahlreiche Experimente in der Atmosphäre durchgeführt, bei denen die Wirkung biologischer Kampfstoffe auf die Umwelt getestet worden ist. Das teilte eine Sprecherin der Einrichtung mit. Demnach wurden in acht Fällen Krankheitserreger in der Luft aus-

gesetzt. Bei den übrigen Versuchen kamen Simulanten zum Einsatz, deren Wirkung die Armee jedoch – nach Auffassung von Wissenschaftlern – unterschätzt habe.

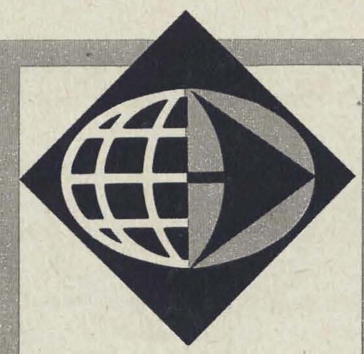
• **Für SDI** erhöhen sich nach neuen Schätzungen des Pentagon die Forschungskosten auf über 57 Milliarden Dollar, bevor Mitte der 90er Jahre überhaupt eine Entscheidung über die Entwicklung solcher Waffen getroffen wird. Ein Sprecher des SDI-Büros erklärte, die ursprünglich veranschlagte Summe von 26 Milliarden Dollar habe auf der Annahme beruht, daß die Forschungsperiode Ende 1989 abgeschlossen sei. Der neuen Schätzung zufolge braucht das USA-Verteidigungsministerium für die nächsten fünf Jahre 45,5 Milliarden Dollar. Rund zwölf Milliarden hat der Kongreß seit dem Anlaufen des Programms 1983 bewilligt.

• **Erhebliche Zweifel** an der Realisierbarkeit von SDI hat das Technologie-Amt des USA-Kongresses geäußert. In einem 90-Seiten-Bericht über Stand und Perspektive des Projektes heißt es laut „Washington Post": Es wäre sehr wahrscheinlich, daß der Einsatz des Raketenabwehrsystems „in einem wirklichen Krieg" nicht nur der erste, sondern vermutlich auch der letzte wäre, da das System einen katastrophalen Zusammenbruch erleiden würde. Infolge der fehlenden wissenschaftlichen Basis sei es sehr zweifelhaft, daß das System einen bedeutenden Teil der anfliegenden Raketen stoppen könne. Der Bericht halte fest, schreibt die Zeitung, daß trotz fünfjähriger intensiver Forschung und eines Kostenaufwandes von zwölf Milliarden Dollar eine große Anzahl von Fragen bezüglich der Erfolgschancen von SDI unbeantwortet bleibe.

• **Ein Programm** zur Entwicklung der USA-Landstreitkräfte bis zum Jahr 2018 wird gegenwärtig in den USA ausgearbeitet. Nach einem Bericht der „New York Times" basiert der Plan auf der Annahme, daß von der Sowjetunion „das ernsthafteste Risiko" ausgehe und die NATO-Strategie der flexiblen Reaktion weiterhin gültig sei. Die Entwicklung der Armee in Umfang, Ausrüstung und Organisation, wozu eine „neue Mischung von schweren, leichten und nichtkonventionellen Einheiten" zähle, erfordere eine noch stärkere Orientierung auf „intelligente Waffen". Das Programm, das bis 1989 unter Leitung von General Thurmann entworfen werden soll, sieht nach Angaben der Zeitung mehr Truppenverlegungen zur Verhinderung von Krisen in Entwicklungsländern und zum Eingreifen in Konflikte in der dritten Welt vor. Hierfür müßten leichtere Waffen, Ausrüstungen und Transportmittel beschafft werden. Beim Rüstungsetat wird von einer jährlichen Realsteigerung um ein bis zwei Prozent ausgegangen.



Die ersten von insgesamt 160000 Splitterschutzwesten, mit denen die Bundeswehr bis 1992 ausgerüstet werden soll, sind im Januar 1987 vom stellvertretenden BRD-Heeresinspekteur Malecha (r.) Angehörigen einer Luftlandebrigade „überreicht" worden.



In einem Satz

Zum Erstflug soll 1991 ein neuer Panzerabwehr-Hubschrauber starten, den die Rüstungskonzerne Messerschmitt-Bölkow-Blohm (BRD) und Aerospatiale (Frankreich) ab 1997 in Serie produzieren wollen.

555 Kampfpanzer des Typs M-1 will das USA-Verteidigungsministerium an Ägypten verkaufen, das 540 Stück davon selbst montieren wird.

Zum neuen USAREUR (Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee in Europa und der 7. US-Armee) hat Präsident Reagan den bisherigen Kommandeur des III. Korps des US-Heeres in Fort Hood (Texas), Generalleutnant Crosbie E. Saint, ernannt, der damit gleichzeitig den Oberbefehl über die NATO-Heeresgruppe Europa-Mitte übernimmt.

Rund 1300 USA-Soldaten, die auf dem niederländischen Luftwaffenstützpunkt Woendrecht zur Bedienung der dort zu stationierenden 48 Cruise Missiles vorgesehen waren, sollen im September den Stützpunkt, der in ein Luftwaffen-Nachrichtenzentrum umfunktioniert wird, verlassen.

Japan ist von den USA dringend aufgefordert worden, ein Abkommen über gegenseitige logistische Unterstützung auf militärischem Gebiet abzuschließen, das den bilateralen Austausch von Munition und Treibstoff sowie die wechselseitige Benutzung von Gebäuden, Reparaturkapazität und medizinischen Einrichtungen ermöglicht.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Von ihrem vierjährigen Studium bleibt diesen Offiziersschülern nur noch ein Bruchteil. Knapp vier Wochen. Mittendrin liegt die Hauptprüfung. Krönung ist schließlich die feierliche Ernennung zum Leutnant. Jetzt aber geht es noch einmal um Spezialausbildung im Fährenübersetzen, Bau von Fähren unterschiedlicher Tragfähigkeit aus dem Pontonpark PMP.
Was ist von diesen Feldlagertagen am Fluß zu erwarten? Sind die 22jährigen in ihren letzten Studientagen ganz bei der Sache? Sehen sie sich in Gedanken nicht schon in jenen Einheiten, die sie im Praktikum kennengelernt haben und die sie in Kürze als Kommandeure führen sollen? Kehren sie vielleicht sogar den fertigen Leutnant heraus, der alles weiß, was er wissen muß, und den hier nichts mehr anhebt?
Wie stellen sie sich an, wenn es heißt:



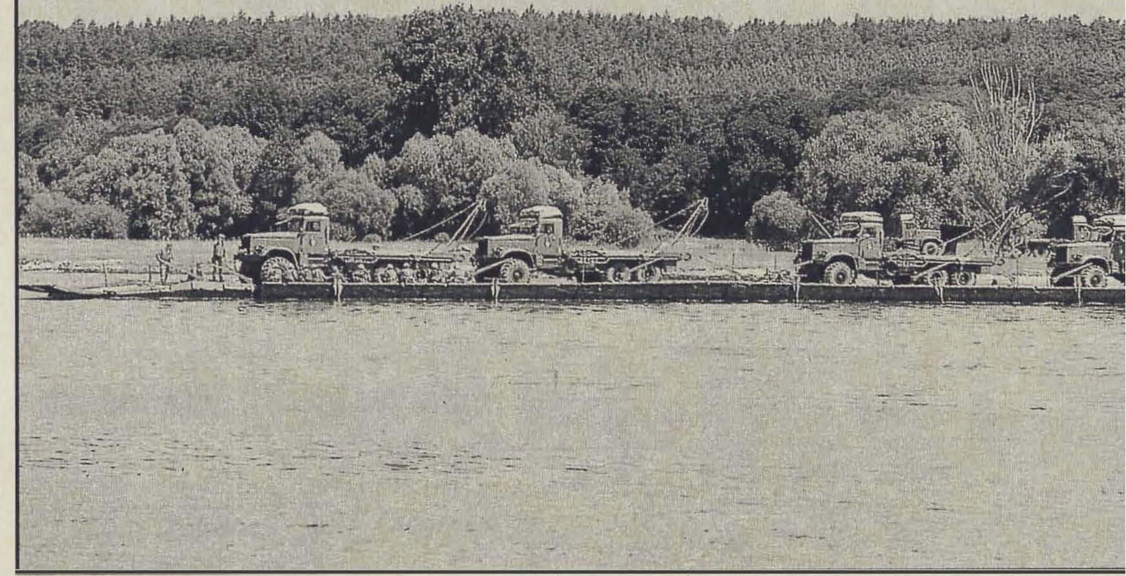
Handeln Sie als Kompaniechef!





Für die Ausbildung steht den 15 Offiziersschülern die erforderliche Technik samt Fahrern zur Verfügung: LKW KrAZ mit Pontons, Ural mit Bugsierbooten im Schlepp, Schützenpanzerwagen 40 P2, ein Autodrehkran, ein Tatra-815-Kipper ... Allerdings muß diese Technik von den Offiziersschülern auch mit bedient werden. Beispielsweise rechnet der Militärkraftfahrer, der einen der riesigen KrAZ-255B mit dem Ponton im Huckepack lenkt, mit zwei Offiziersschülern als Pontonier 1 und 2. Sonst läuft nichts. Was nun? Ganz einfach: Der Offiziersschüler muß als Soldat handeln und als Kommandeur denken. Doppelfunktion, die Umschaltvermögen, Phantasie und Disziplin verlangt. Geht so was gut?

Offiziersschüler Thomas Holz



Nicht so leicht durch die Strömung zu kommen mit dem Riesenfloß. Auf dem Fluß merkt's jeder Offiziersschüler.

Einen Kopf machen – ja oder nein?

Oberstleutnant Wolfgang Hauschke, Fachlehrer an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" und hier Vorgesetzter der 15, hat schon seine Erfahrungen mit ihnen gemacht. Er könnte mir sogar im voraus sagen, was passiert, als er dem Offiziersschüler Normann die Verantwortung als Kommandeur beim Bau einer Pontonfähre zuweist. Der Offiziersschüler faßt seinen Entschluß, trägt ihn vor, die Arbeit könnte beginnen ... Wenn nicht Unruhe im Zug einsetzte. Offiziersschüler Holz meint, im Entschluß Schwächen erkannt zu haben. Andere Genossen haben dazu und zu anderem Bemerkungen. Offiziersschüler Hillig ruft die Unruhegeister zur Ordnung: „Nun macht euch doch nicht schon wieder vorher alle einen Kopf!"

„Typisch Zug 33!" sagt da der Oberstleutnant zu mir. „Sie sind viel zu sehr bei der Sache, als daß sie ihre Meinungen und Gefühle im Zaum halten könnten. Der Zeitpunkt zur Meinungsäußerung kommt doch noch, aber nein ...! Das macht aber auch einen Unterschied zur theoretischen Ausbildung deutlich. Wenn dort Fragen gestellt werden, kommt die Diskussion oft nur zögernd in Gang. Hier, am praktischen Beispiel, entflammt der Meinungsstreit weitaus schneller und heftiger. Die Offiziersschüler müssen auf einmal mit den vielen unvorhersehbaren Komplikationen fertig werden, die der militärische Alltag nun mal bereit hält. Das Fährenübersetzen ist, wie viele andere militärische Handlungen, mit reichlich Bewegung verbunden. Da müssen diejenigen, die die Technik bewegen, auch geistig sehr beweglich sein."

Auch mal auf dem falschen Wege mitlaufen?

Offiziersschüler Normann kriegt die „kleinen Zufälligkeiten" umgehend zu spüren. Die KrAZ haben ihre Pontons abgeworfen. Wasserfontänen versprühend, sind sie klatschend aufgeklappt. Sie müssen nun durch die „Pontoniere im vierten Studienjahr" mittels Verriegelungen stabilisiert und dann miteinander zur Fähre gekoppelt werden. Doch bei einem Ponton hat sich während des Öffnungsvorganges eine der Verriegelungen von selbst geschlossen. Der technologische Ablauf gerät durcheinander. Wie ist dem störrischen Ponton beizukommen? Ein Bugsierboot muß zu Hilfe gerufen, der Ponton zusammengedrückt und die Verriegelung geöffnet werden. Zeitverlust, bevor die Fähre endlich am Ufer verankert werden kann.

Oberstleutnant Hauschke läßt die Offiziersschüler antreten und gibt ihnen Gelegenheit, die Handlungen des Kompaniechefs Normann einzuschätzen. Viele Arme heben sich, kündigen Wortmeldungen an. Das Urteil fällt sehr kritisch aus. Nichts wird unter den Teppich gekehrt, denn indem die Offiziersschüler bewerten, wollen sie ja auch ihre eigenen Kenntnisse nachweisen. Klar wird: Aus der gleichen Situation heraus hätte jeder Offiziersschüler seinen speziellen Entschluß gefaßt und wahrscheinlich auch das Ziel erreicht. Der Fachlehrer hält ihnen das vor Augen. Man muß akzeptieren können, daß der andere Genosse auf einem anderen Weg ans Ziel kommt. Kritik deshalb auch an Offiziersschüler Holz. Wenn er schon den Entschluß des Offiziersschülers Normann nicht in allen Positionen akzeptiert – handeln könne er deshalb nicht einfach, wie er es für richtig hält. Da kann der andere sich ja abstrampeln, wie er will, seine Linie setzt er so nie durch und beweist, daß sein Entschluß richtig war. Oder eben nicht! Auch negative Erfahrungen muß einer bei dieser Ausbildung mal machen können.

Ob das einrastet? Oder ist es schon wieder vergessen, wenn der nächste seinen Entschluß vorträgt?



Grübeln um eine Leistungskontrolle

Am nächsten Tag gilt das „Handeln Sie als Kompaniechef!" für den Offiziersschüler Thomas Holz. Sonderlich in Verlegenheit scheint das den Neubrandenburger nicht zu bringen. Aber als ich ihn danach befrage, gesteht er doch frank und frei ein, daß er ganz schön das Grübeln gekriegt habe, als er das erfuhr. Zum ersten Male sollte er so viele Fahrzeuge und Leute bewegen! Ganz ohne Merkzettel gehe das noch nicht ab. „Nichts dagegen einzuwenden", meint Oberstleutnant Hauschke. Als „gewachsener Pionier" weiß er nur zu gut, wie schwer es am Anfang ist, alles unter einen Hut zu kriegen.

Die Aufgabenstellung ist gegenüber dem Vortage wesentlich erweitert worden. Sie umfaßt jetzt nicht allein das Handwerkliche des Fährenbaus am Fluß, sondern sie hat schon so etwas wie Übungscharakter. Thomas muß die Aufklärung einer Marschstrecke und eines Abschnittes am Flußufer einkalkulieren, eine Kolonne – bei einer Pontonkompanie immerhin an die 40 Fahrzeuge – führen, die Verständigung über Funk organisieren, zwei Trassen zum Überwinden des Flusses einrichten und mit einer 80- und einer 170-Tonnen-Fähre Technik übersetzen. Auf Schritt und Tritt steht er zwischen zwei „Kommissionen". Vor ihm – die Offiziersschüler, die jetzt seine Unterstellten sind. Hinter ihm – der Fachlehrer, der Kompaniechef der Sicherstellungseinheit Hauptmann Hans-Peter Engelhardt und der junge Kompaniechef Oberleutnant Vernando Harthun, dessen Einheit in unmittelbarer Nähe das Landeübersetzen mit Schwimmtechnik trainiert. Erst wenige Jahre zuvor hat er die gleiche Schule durchlaufen wie die Offiziersschüler. Nun folgen sie alle aufmerksam jedem Wort von Thomas, eine richtige Leistungskontrolle für ihn. Die Offiziersschüler müssen den Ausbildungsstoff genauso intensiv durchdenken wie er, denn sie kennen die knappe Aufforderung des Oberstleutnants bei Zwischenauswertungen zur Genüge: „Meinung des Zuges. Urteilen Sie als Kompaniechef!" Die Offiziere steuern aus eigener Praxis Erfahrungswerte bei. Eine gute Methode die Offiziersschüler auch dadurch auf die Truppenpraxis einzustimmen.

Wie wird man denn militärischer Brückenbauer?

Thomas Holz tritt sicher auf. Er ist in seinem Element. Für die praktische Seite seines militärischen Berufes hatte er von Anfang an eine Ader. Sprengtechnik, Pioniersicherstellung, militärischer Brückenbau, Übersetzen – das waren stets seine starken Seiten. Brückenbauer hatte ihm schon als Junge imponiert. Eigentlich nicht verwunderlich, meint Thomas, wenn man einen brückenbauenden Ingenieur zum Vater hat. Und er vergißt auch

Konzentration ist vom Fährenführer beim Be- und Entladen, beim An- und Ablegen gefragt, denn er trägt die Verantwortung für Mensch und Technik.





nicht zu erwähnen, daß sein Onkel – Militärpsychologie-Lehrer an der OHS – sein Teilchen zu Thomas' Entscheidung beigetragen hat, nach Instandhaltungsmechanikerausbildung und Abitur den militärischen Berufsweg einzuschlagen. Na, und eben viele kleine Erlebnisse, die man haben müsse, bis man schließlich entschlossen ist: Gehst zur Armee. Da bist du richtig. Da wirst du gebraucht, weil von den Brücken, die dort gebaut werden, mehr abhängen kann als von anderen. Solche Mosaikerlebnisse gab es im NVA-Patentruppenteil „Horst Jonas" schon in der 8. Klasse, dann bei Exkursionen mit dem FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe und auch beim militärischen Dreikampf, dem sich Thomas ebenso verschrieben hat wie dem Fußball oder anderem Sport, wenn er ihm nur genug Bewegung verschafft.

Wer, wie Thomas und die anderen 14 Offiziersschüler, mit 22 Leutnant wird, der hat in vier Jahren Studium viel dafür gelernt. Nicht nur, was das Warum seines Berufes klarer beantwortet. Auch, was die Befähigung betrifft, als Offizier fachlich seinen Mann zu stehen. In der Spezialisierungsrichtung Ponton-/Landeübersetzeinheiten sind das z. B. Fahrberechtigungen für LKW, SPW, selbstfahrende Fähren, Schwimmwagen, Motorboote ... Viel von den dabei erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten braucht Thomas ganz einfach, wenn er bei einer Ausbildung wie der heutigen zurecht kommen will.

Beim Aufmarsch der Technik am Ufer passiert dann eine dumme Panne. Die Pontons sind schneller von den Ladeflächen der KrAZ abgeworfen, als die Bugsierboote im Wasser schwimmen. Die Bootsbesatzungen aber haben Wesentliches zur Sicherstellung und zur Sicherheit beim Fährenbau beizutragen. Was, wenn ein Ponton abtreibt, weil



das Verbindungsseil zum LKW gerissen ist? Was, wenn Menschenleben in Gefahr sind? Das ist eben der „kleine" Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Auch im militärischen Alltag läuft manches nicht so glatt ab, wie es auf dem Papier steht. Thomas weiß das nicht erst seit heute. Schon als er über seiner Diplomarbeit brütete, hatte ihn das beschäftigt. „Optimierung des Übersetzens mittels programmierbarem Kleinrechner!" – das war ein Thema! Als klar kann man bei ihm deshalb schon voraussetzen, wie es beim Übersetzen optimal zuzugehen hat. Nur – jetzt ist er derjenige, der denkt, rechnet und programmiert.

Einer, der Erfahrungen hat, und einer, der sie haben möchte – mehr ist nicht vonnöten für einen Erfahrungsaustausch.



Eine optimale Brücke aus dem Computer

Manch anderer Offiziersschüler aus dem Zug hat während des Studiums ähnliche Erfahrungen gemacht, zum Beispiel Torsten Hillig. Allerdings auf einem anderen Gebiet als seiner jetzigen Spezialisierungsrichtung. Aber Behelfsbrückenbau ist ja auch Pioniersache.

„Ich habe mich schon an der Immanuel-Kant-EOS in Berlin für theoretische Mathematik und für Physik besonders begeistern können", erzählt Torsten in einer



„Ich habe mich entschlossen, ...!" Offiziersschüler Holz zwischen zwei „Kommissionen" in der Leistungskontrolle.

Pause. „Vielleicht hing das damit zusammen, daß ich mir vieles genau merken konnte und auch Bezüge und Zusammenhänge gut erkannte. Jedenfalls haben mir das die Lehrer bescheinigt. Logisches Denkvermögen half mir dann auch an der Offiziershochschule, in militärischen Fächern gut dazustehen. Die Mitarbeit im Jugendforscherkollektiv von Oberstleutnant Schieke schlug in diese Richtung. Dort ging es um den Computereinsatz bei der Organisation von militärischen Handlungen. Das interessierte mich, denn wenn die Organisation besser gelöst ist, gibt es eine effektivere militärische Tätigkeit, auch militärökonomisch gesehen."

So habe er sich zum Beispiel mit dem Computereinsatz im militärischen Brückenbau befaßt, Behelfsbrückenbau. Das heißt, Ausnutzen von örtlich vorhandenen Baumaterialien, vorwiegend Holz. „Auf herkömmliche Art muß ich bei den Berechnungen für so einen Brückenschlag mit 25 bis 30 Gleichungen klarkommen, muß ich in sieben oder acht Tabellen nachschlagen, um rauszukriegen, welche und wieviel Streckbalken, Bohlen, Pfahljoche und so weiter ich, sagen wir mal für eine 60-Tonnen-Brücke, brauche. Aber selbst dann kommt am Ende nicht die günstigste Variante raus hinsichtlich Materialbedarf, Einsatz der Technik und so. Und wenn ich mich noch dazu irre bei dieser Rechnerei, wenn ich mit einer falschen Stützweite als erforderlich rechne – dann kann ich alles von vorne bis hinten mathematisch richtig machen, aber es wird eben insgesamt falsch. Beim Rechner ist das anders. Der schmeißt jeden falschen Wert von vornherein raus und bringt in Sekunden die beste Variante oder ein Angebot von mehreren Konstruktionen mit unterschiedlicher Stützweite entsprechend dem vorhandenen Material. Das ist schon kolossal! Der Kommandeur, der auf solche Weise arbeitet, gewinnt viel Zeit für seine Entschlußfassung, für die praktische Arbeit mit den Armeeangehörigen."

Torsten ist die Begeisterung über solcherart denkintensives Lernen anzumerken. Wie überhaupt bei dieser Ausbildung auffällt: Denkträge, Denkaussetzer hätten es in dieser Runde nicht leicht. Hier geben die Mit- und Vordenker den Ton an. Zu merken ist das, als die beiden Fähren – mal beladen, mal leer – von Ufer zu Ufer pendeln. Das praktische Fährenführen habe es in seiner dreijährigen Offiziersschülerzeit noch nicht gegeben, hatte bei einer Gesprächsrunde in der Mittagspause Oberleutnant Harthun mit ehrlichem Bedauern festgestellt. Umso intensiver wollten die Offiziersschüler nun diese Möglichkeit beim Schopfe packen. Auch „Kompaniechef" Holz steigt von der kleinen auf die 170-Tonnen-Fähre. Feststellen muß er, daß sie nicht nur schwerer ist, sondern sich nach seinen Flaggenzeichen und Pfeifsignalen an die Bugsierbootführer auch erheblich schwerer handhaben läßt. Wieder an Land, legt er fest, daß die anderen Genossen sich vor allem auf dem großen „Floß" zu bewähren haben. Auch so kann sich Verantwortung für hohe Ausbildungsergebnisse äußern. Wie sonst soll aus dem sehr ernst gemeinten Vorhaben der 15 Offiziersschüler, sich als junge Leutnante in der Truppe erfolgreich durchzuboxen, etwas werden? Einer von ihnen wird übrigens gleich vor einer mächtigen Hürde dabei stehen. Für ihn wird es vom ersten Tage Truppenpraxis an heißen, woran er sich hier im Feldlager behutsam erproben kann: „Handeln Sie als Kompaniechef, Leutnant Holz!"

Text und Bild:
Oberstleutnant Bernd Schilling




pop spezial

ER steht in Ludwigsfelde, ist zehn Jahre alt, bietet 200 Gästen Platz, ist beliebt und daher immer ausverkauft. Wenn am Wochenende die Caribic-, die Tendenz- oder Continental-Disko mit ihren Pop-spezial-Extras angekündigt sind, ist die Schlange vorm Eingang besonders lang. Klubleiterin Rosi Wiechmann verriet Hartmut Kanter, warum die jungen Leute sagen:

Der NVA-Klub popt!

Er wird vom Rat der Stadt finanziert, die FDJ-Kreisleitung führt ihn, seine Leiterin qualifiziert sich an der Bezirkskulturakademie – er aber heißt „Jugendklub der NVA". Warum?

Ursprünglich war unser Klub mal NVA-Angehörigen vorbehalten, den Genossen vom Konrad-Wolf-Regiment. Als die FDJ mehr Geselligkeit verlangte, verwandelte das Regiment die Holzbaracke in ein festes Haus mit offener Tür für *alle* jungen Leute. Sind wir heute aber ausverkauft, und es kommen noch Soldaten, dann rücken wir eben zusammen für unsere Genossen „vom Konrad Wolf". Sechs Unteroffiziere und Fähnriche gehören zum Klubrat, dessen Vorsitzender Oberleutnant Stechlina ist. Gemeinsam mit unseren „zivilen" Mitarbeitern beraten wir einmal monatlich unsere Vorhaben. Und da zeigt sich der Vorteil unserer engen Partnerschaft. Der Regimentskommandeur hat für unsere Anliegen ein offenes Ohr und reagiert auch hier – militärisch: Problem genannt, erkannt, verbannt! Da waren die Sitzmöbel zu erneuern – die Armee zauberte Bauernmöbel. Da schlugen Besucher vor, mal „ein hohes Tier" als Gesprächspartner in den Klub einzuladen. Als dann Generaloberst Stechbarth bei uns weilte, waren alle Plätze besetzt, und die Zeit mit ihm verging viel zu schnell. Nun hat unser Publikum Appetit auf Spezielles aus dem Regiment, und der Klubrat wird sich da was einfallen lassen.

Zum Beispiel Erbsen mit Speck aus der Gulaschkanone?



Rosi Wiechmann

Das auch. Brauchen wir aber mal etwas Besonderes, ein Kaltes Buffet beispielsweise, macht uns auch das die Regimentsküche zurecht. Auch gibt es für uns keine Probleme mit Reinigungs-, Renovierungs- und Transportarbeiten; die Genossen packen zu. So auch beim Einrichten eines anständigen Trainingsraumes für unsere Kraftsportgruppe. Sehr aktiv wie sie sind übrigens auch ein Karate-Zirkel, die Frauen-Gymnastikgruppe, die Arbeitsgemeinschaften Schneidern und Textilgestaltung und unsere Jungen Poeten. Billard und Motorradsport sollen bald hinzukommen ...



Einladend, behaglich ...

... und ein regelrechter Knüller in etwa vier Wochen, stimmt's?

Stimmt! Zum 10. Jahrestag des Fluges Sigmund Jähns ins Weltall laden wir zu einem Kosmos-Ball ein: mit kosmonautischer Teststrecke, direkter Funkverbindung zu Generalmajor Jähn und einem zünftigen Kosmonauten-Menü. Gewiß eine kleine Sensation, wenn auf den Tellern statt Wurstscheiben und Tafelobst Tubennahrung und Fruchtriegel zu finden sein werden.
Bei uns geht's rund, und das macht Spaß. Vielleicht gelingt es uns eines Tages auch, eine komplette Disko-Anlage mit moderner Licht- und Tontechnik zu erwerben. Das wäre 'ne Wucht und für den Diskjockey-Nachwuchs ein toller Übungs- und Auftrittsanreiz, sogar die Basis einer neuen Arbeitsgemeinschaft. Deren Leiter wüßte ich im Regiment.

Er popt tatsächlich, der Ludwigsfelder Jugendklub der NVA. Aber noch immer fehlt ihm ein „richtiger" Name.

Du sagst es. Und wir wollen einen haben. Doch er soll bedeutsam sein, ein Programm für den Klub. Vielleicht finden wir ihn noch bis zum runden Geburtstag der Republik. Wir haben auch schon eine Spur: über Konrad Wolf zu Vater Friedrich ... Also – wir bleiben dran.

• • •

Dranbleiben möchten auch wir, liebe Leser von POP spezial: Welche Extras fesseln euch in eurem Jugendklub? Laßt es uns wissen! Auf einer Postkarte an
Redaktion
„Armeerundschau"
Postfach 46 130
Berlin 1055
Kennwort:
Mein Klub popt!
Bitte nicht vergessen:
Angabe eures Alters,
Name eures Jugendklubs.
Die interessantesten Zuschriften werden auszugsweise veröffentlicht ab AR 11/88.
Macht's gut!

Neu bei AMIGA

(LP u. MK) **Aufruhr in den Augen – Pankow:** Provokativ, hart und metallisch im Sound – 11 neue Titel mit Pankow + **Mein großes Wunschkonzert – Siegfried Krause:** Virtuos gespielte Evergreens vom „Hummelflug" bis zum Radetzky-Marsch + **Blues Collection 9 – Lonnie Johnson:** Einer der ältesten Blues-Barden mit einer seiner letzten Aufnahmen vom American Folk-Blues-Festival 1963 + **Dynamit – Babylon:** Die populäre Hard-Rockband auf ihrer 1. LP + **No more Bockwurst – Amor und die Kids:** Ulk und Hardrock – eine seltene, aber gelungene Kombination, die unsere Live-Szene belebt + **Boogie-Woogie-Prayer – Alexander Blume:** Eine „losgehende" LP mit Standards und eigenen Titeln in kleiner Studiobesetzung ...

Stichworte

Charts: Tabellen bzw. Listen meistverkaufter Schallplatten, die nach Umfragen bei den Händlern wöchentlich oder vierzehntägig in Fachzeitschriften kapitalistischer Länder veröffentlicht werden.

Grammy Award: Der Grammy (so die Kurzform) ist ein Preis, mit dem in über 50 Kategorien Kompositionen, Arrangements, Interpretationen, Produktionen usw. ausgezeichnet werden. Er wird alljährlich von der 1957 in Los Angeles gegründeten National Academy Of Recording Arts And Sciences (NARAS) vergeben. Die Auswahl der Preisträger erfolgt über Fragebogen, die von den mehr als 3000 NARAS-Mitgliedern – Musiker, Sänger, Arrangeure, Plattenproduzenten, Komponisten, Fotografen u. a. – ausgefüllt und zur Abstimmung eingereicht werden.

Poll: Leser-Umfrage von Zeitschriften nach den jeweils beliebtesten Interpreten.

Autogramm-Adressen

Hans-Jürgen Beyer: Lubminer Str. 27, Berlin 1144 + **Eve & René:** Steffen Werner, Gießerstr. 85, Leipzig 7031 + **Jürgen Neumann:** Schönhauser Allee 143, Berlin 1058 + **Gruppe Windbeutel:** Dr. Bernd Eichler, Hans-Otto-Str. 7, Berlin 1055 + **Ines Paulke:** Köthener Str., Berlin 1143 + **Rock'n'Roll-Club Spreeathen:** Harald Jacobi, Zionskirchstr. 69, Berlin 1054 + **Gruppe Pasch:** W. Woigk, Feuerbachstr. 4a, Gotha 5800 + **Jonathan Blues Band:** Joachim Gersdorf, Kavalierstr. 15, Berlin 1100

Ines Paulke



POP-Nachrichten

***Mit Erfolg** tourt gegenwärtig das Gesangsduo **Eve & René** durch die Jugendveranstaltungen unseres Landes. Evelyn Fleischer und René Möckel studierten an der Leipziger Musikhochschule und waren gemeinsam bei den Gruppen Plasma und Funktaxi. Eve schreibt alle Texte, und René bedient die Keyboards. Das Duo bevorzugt lyrische Titel und Popmusik moderner Stilrichtungen.*

***„Helle Farben"** heißt das neue Pop-Duo Marion Sprawe und Alexander Kirfel, die bereits gemeinsam bei Smokings-Rock-Show musizierten. Der Name des Duos ist nicht zufällig:*



Duo „Helle Farben"

Marion und Alexander – bekannt als musikalische „Energiebündel" – wollen brillante Popmusik mit Ohrwurmcharakter machen. Ihren Start in „bong" haben sie hinter sich. Bei ihren Halvplayback-Auftritten werden neben Marions Stimme auch Alexanders Keyboards und sein Saxophon zu hören sein.

***An die Spitze** der Hit-Paraden setzte sich **Taylor Dayne**, die weiße New Yorkerin mit der tiefschwarzen Stimme. Ihre Debüt-LP „Tell It To My Heart" war bereits nach wenigen Tagen vergriffen. Die 25jährige Sängerin, die in ihrer Heimat in einem Atemzug mit Whitney Houston genannt wird, verblüfft nicht nur mit unvergleichlichem Temperament, sondern auch mit glasklarem Verstand: Neben Musikwissenschaften und Kompositionslehre hat Taylor auch Psychologie studiert.*

***Pop für Fans etc.** heißt das Programm, mit dem **Hans-Jürgen Beyer** zur Zeit unterwegs ist. Ihn begleiten der junge Kabarettist Frank Hengstmann, die Sängerin Gabi Hagen und die Gruppe „etc.".*

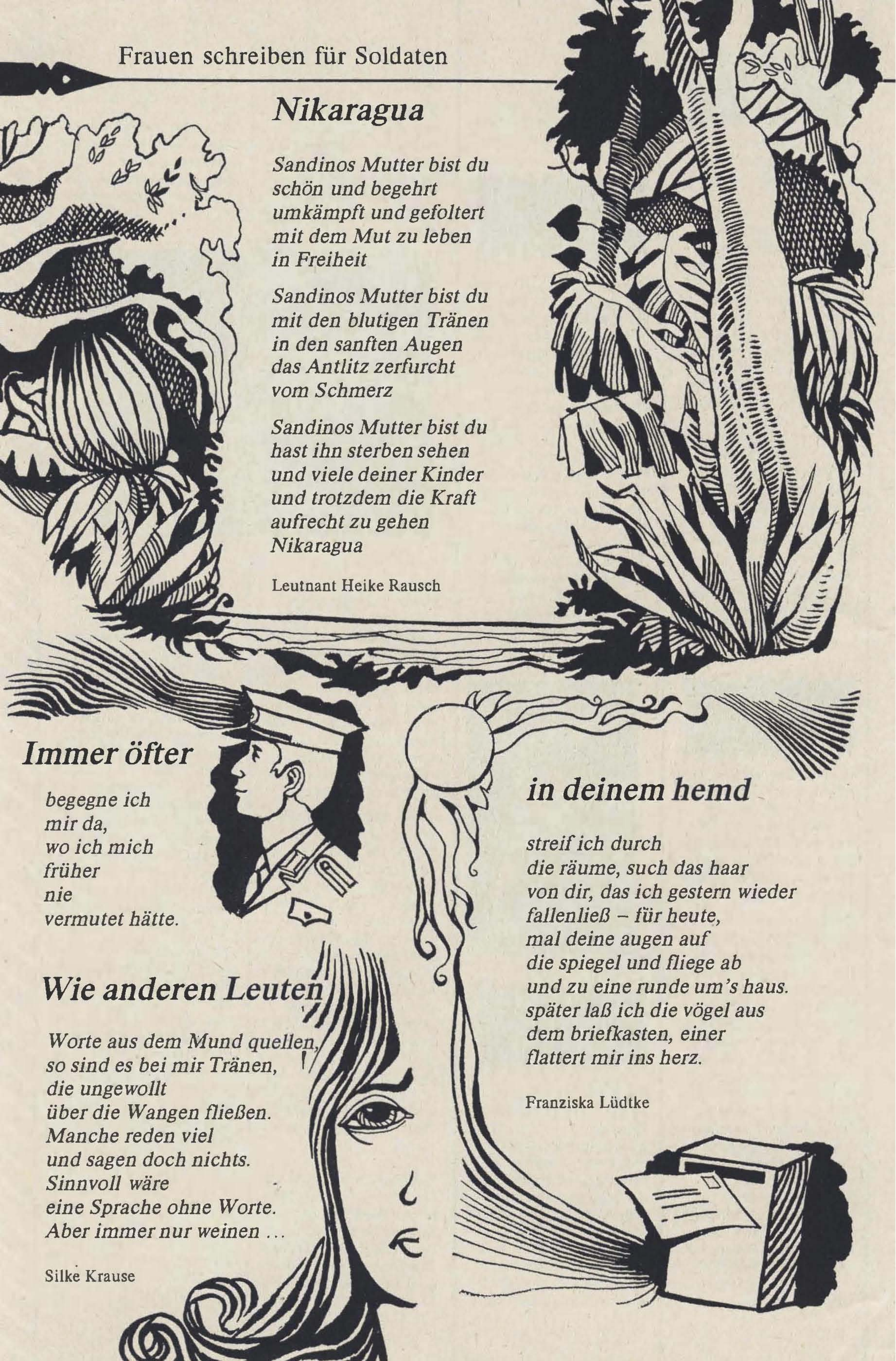
***Als Teenager-Liebling** bestätigt sich **Den Harrow**.*

Im Herbst vorigen Jahres löste er während einer Tournee Hysterie-Stürme aus, wie sie einst bei den Beatles zu erleben waren. Sein Album „Day By Day" landete in mehr als 150000 Plattenschränken. Der in Mailand ansässige Amerikaner präsentiert – wieder mit Erfolg – „Born To Love"

***Dabei sein wird Jürgen Neumann** – Moderator von „Top 12" bei Jugendradio DT 64 und der Sendereihe „Stadtbekannt" des Fernsehens der DDR –, wenn am 14. August Tausende Thälmann-Pioniere an der Talsperre des Friedens in Sosa ihr nunmehr VIII. Pioniertreffen mit einem prächtigen Friedensfest beginnen.*

***The Hollies** mit Allan Coates, Allan Clarke, Bobby Elliot und Tony Hicks nahmen zu Jahresbeginn ihre neue Single „Stand By Me" auf und sind mit ihr auf dem Weg in die TOP 10, die sie mit Songs wie „Carrie Anne", „Sorry Suzanne", „He Ain' Heavy" u. a. über Jahrzehnte besetzt hielten.*

Bild: Bernd Lammel (2), Hartmut Kanter (2), Redaktion: Heinrich Klaus



Nikaragua

Sandinos Mutter bist du
schön und begehrt
umkämpft und gefoltert
mit dem Mut zu leben
in Freiheit

Sandinos Mutter bist du
mit den blutigen Tränen
in den sanften Augen
das Antlitz zerfurcht
vom Schmerz

Sandinos Mutter bist du
hast ihn sterben sehen
und viele deiner Kinder
und trotzdem die Kraft
aufrecht zu gehen
Nikaragua

Leutnant Heike Rausch

Immer öfter

begegne ich
mir da,
wo ich mich
früher
nie
vermutet hätte.

Wie anderen Leuten

Worte aus dem Mund quellen,
so sind es bei mir Tränen,
die ungewollt
über die Wangen fließen.
Manche reden viel
und sagen doch nichts.
Sinnvoll wäre
eine Sprache ohne Worte.
Aber immer nur weinen ...

Silke Krause

in deinem hemd

streif ich durch
die räume, such das haar
von dir, das ich gestern wieder
fallenließ – für heute,
mal deine augen auf
die spiegel und fliege ab
und zu eine runde um's haus.
später laß ich die vögel aus
dem briefkasten, einer
flattert mir ins herz.

Franziska Lüdtke

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Karl Fischer

Flieder regnet auf mich nieder

Duft der Farben dehnt mein Sehnen
Traurigsein hat wieder Tränen
Fröhlichkeit singt leise Lieder.

Ingrid Allstedt



Nach einem harten Gespräch

Aufgeschreckt aus meinen Liebesliedern
ließ ich fallen was ich in den Händen hielt
Ich erhob mich und sah im Spiegel
ein törichtes Liebkind
auf ausgetretenen Pfaden
ins Blumenbeet gesunken mit dem Wolf
der die Sache mit dem Uhrenkasten kennt
Ungeachtet meines betretenen Herzens
fasse ich mich an den ernüchterten Kopf

Gisela Steineckert

Urquell



Ich such den Quell,
solang ich leb auf Erden,
in seiner Unberührtheit wunderbar,
den nie getrübt die Hufeisen von Pferden
und der wie Menschentränen rein und klar.

Schon lange suche ich den Urquell,
welcher
in fremden Häusern niemals hat gelebt,
den bisher bargen Felsgebirg und Wälder,
damit ich selbst ihm einen Namen geb.

Ich such die Quelle heute,
alle Tage,
mir ist kein weiter Weg zu mühevoll...
Wie schwer der Weg auch sei,
ich werd nicht klagen,
wenn ich nur wüßt,
wo ich sie finden soll ...

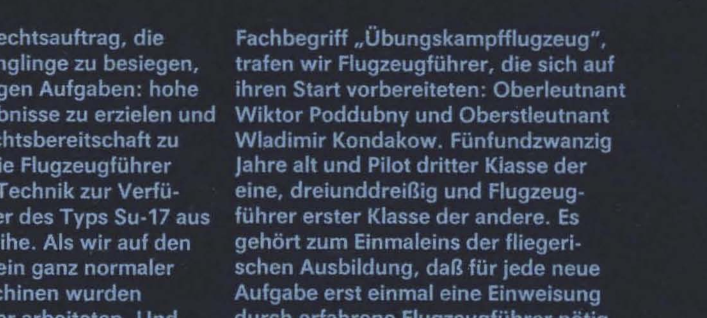
Und find ich nicht den Quell, so strahlend, blinkend,
mag ich vor Durst vergehn in Todesqual,
doch werd ich nicht
vom trüben Wasser trinken,
das fließt zu andern Lippen ohne Wahl.

Foussat Balkarowa, UdSSR
Nachdichtung: Natalie Sinner

FLUGTAG MIT







Auch sowjetische Flugzeugführer reden vom Wetter, das ist berufsbedingt. Sie reden von Wolkenuntergrenzen, wohl auch von Geradeaussicht, von Windgeschwindigkeiten. Als wir an jenem Freitag aus dem geheizten Dienstgebäude auf den Platz kamen, froren wir bald ganz ordentlich. Denn es pfiff ein eiskalter Ostwind um die an der Vorstartlinie aufgereihten Flugzeuge und blies den wenigen Schnee über das Gras und die Betonflächen. Die Flocken glitzerten in den Strahlen der Sonne, die niedrig über dem Horizont stand. Natürlich kamen uns gleich wieder die Informationen unseres Begleiters in den Sinn, der erzählt hatte, daß die Staffel während der Kriegszeit im Murmansker Gebiet aufgestellt wurde. Komsomolzen des Polargebiets hatten damals Geld für Flugzeuge gesammelt und darum gebeten, daß man die dafür gekauften Jaks an die besten Flieger übergebe. Das geschah. Eine Ehrentafel erinnert an zehn Angehörige des Geschwaders, die als Helden der Sowjetunion ausgezeichnet wurden.

Die Propellermaschinen aus der Kriegszeit sind inzwischen längst Museumsstücke. Aus dem damals entscheidenden Gefechtsauftrag, die deutschen Eindringlinge zu besiegen, wurden die heutigen Aufgaben: hohe Ausbildungsergebnisse zu erzielen und stetig hohe Gefechtsbereitschaft zu gewährleisten. Die Flugzeugführer haben bewährte Technik zur Verfügung, Jagdbomber des Typs Su-17 aus der Suchoj-Baureihe. Als wir auf den Platz kamen, lief ein ganz normaler Flugtag, die Maschinen wurden betankt, Techniker arbeiteten. Und immer wieder rollte eines der Flugzeuge zur Start- und Landebahn, erhob sich in den Himmel. Landende setzten auf, Bremsschirme entfalteten sich.

Vor einer zweisitzigen Maschine, Fachbegriff „Übungskampfflugzeug", trafen wir Flugzeugführer, die sich auf ihren Start vorbereiteten: Oberleutnant Wiktor Poddubny und Oberstleutnant Wladimir Kondakow. Fünfundzwanzig Jahre alt und Pilot dritter Klasse der eine, dreiunddreißig und Flugzeugführer erster Klasse der andere. Es gehört zum Einmaleins der fliegerischen Ausbildung, daß für jede neue Aufgabe erst einmal eine Einweisung durch erfahrene Flugzeugführer nötig ist, ehe man mit diesem Auftrag in die einsitzige Maschine steigt.

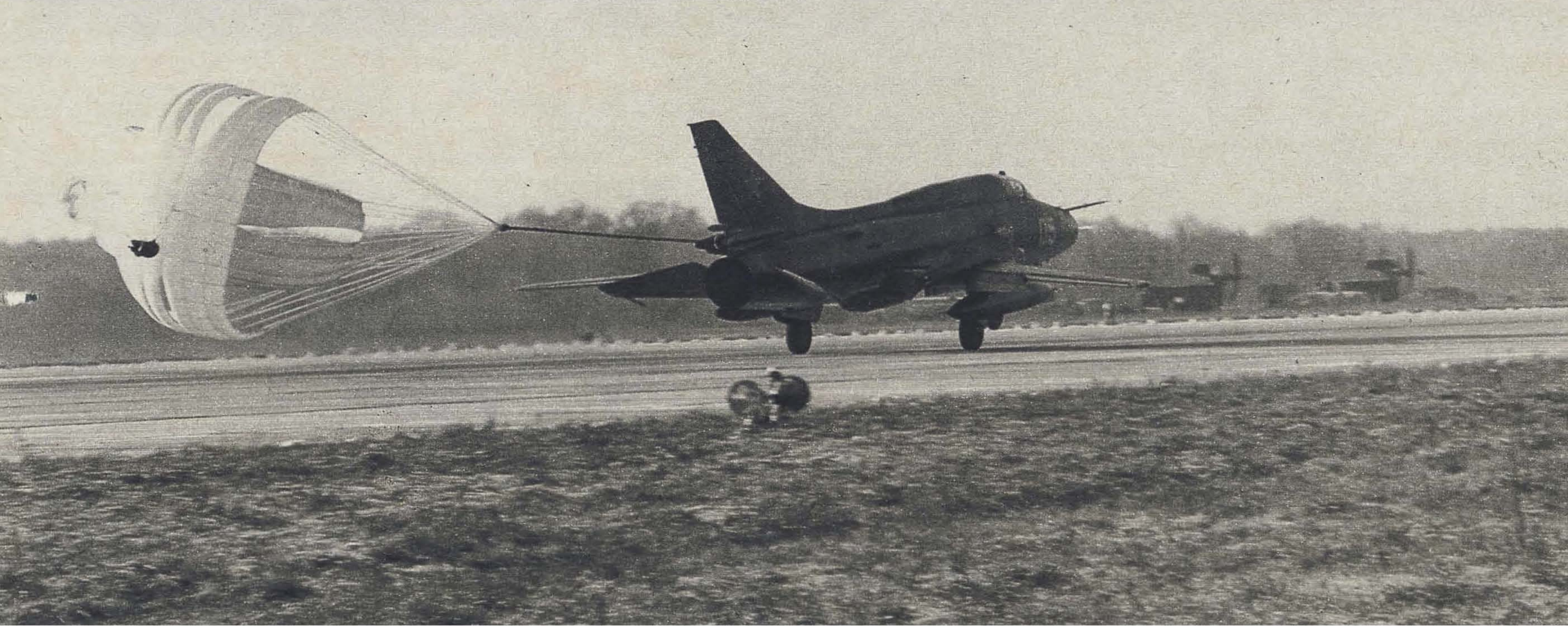
Genaueres hatte uns Oberleutnant Juri Fissenko erzählt, mit dem wir schon im Vorbereitungsraum ins Gespräch kamen, dort wo der Triebwerkslärm stets nur gedämpft ans Ohr dringt. Er selber ist ebenfalls Flugzeugführer der dritten Klasse. Nach seinem Ausbildungsstand hat er die nächsthöhere Stufe aber wohl bald erreicht. Er dürfe zum Beispiel fliegen, wenn die Sicht bei jenem Minimum läge, das gerade noch Starts erlaube. „Wissen Sie", sagte er, „wenn die Autofahrer so gut wie wir ausgebildet wären, ginge es auf den Straßen wesentlich gesitteter und vor allem viel sicherer zu."

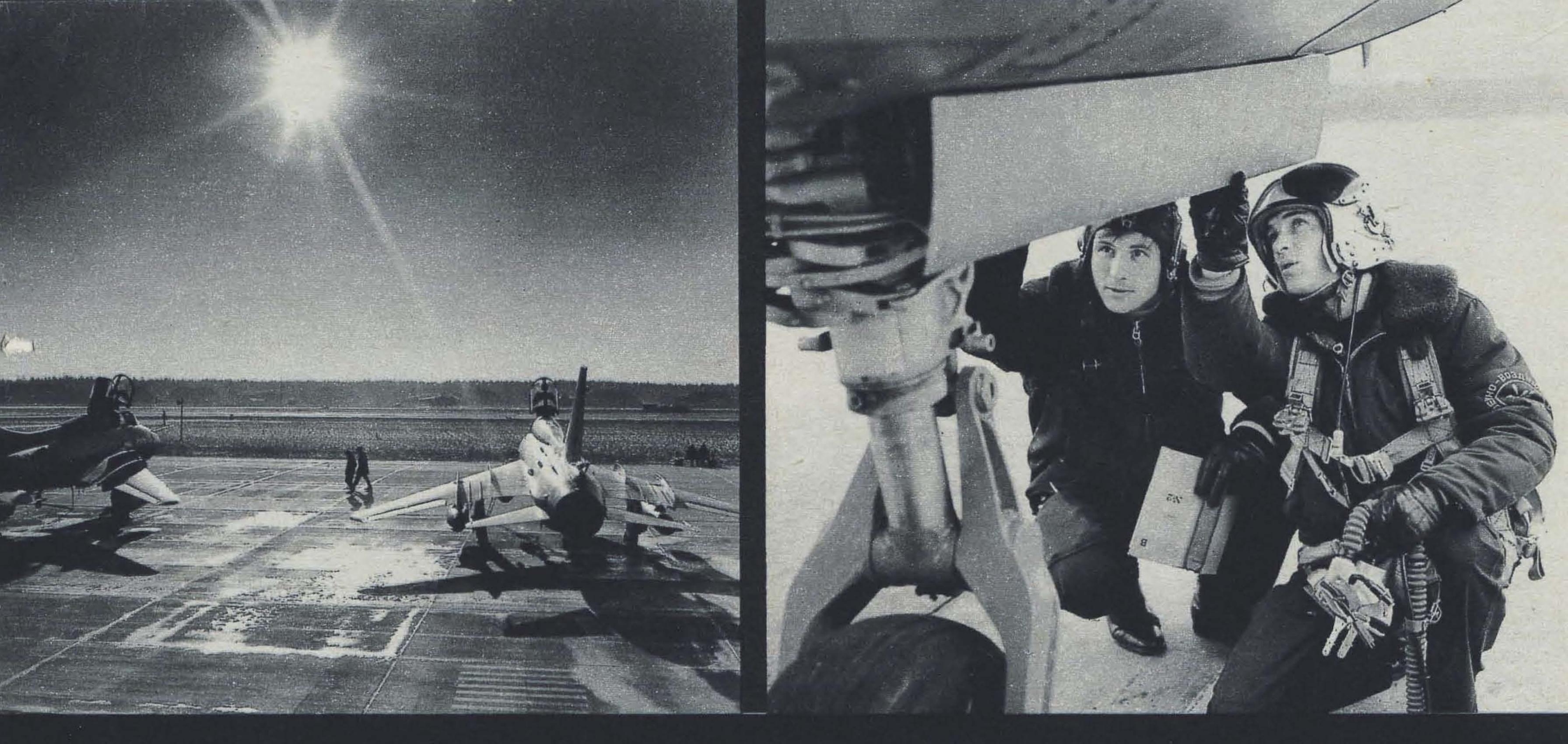
Auf dem Platz stellte er uns einen Mann vor, der die Schwarzkombi der Techniker trug: „Das ist Leutnant Walerie Golodnjuk, der wahre Herr meines Flugzeuges. Ein Mann mit goldenen Händen, ein Meister eben. Er läßt keinen Fehler durch und hilft, wenn es nötig ist, den anderen Technikern der Staffel." Waleri ist zweiundzwanzig, zwei Jahre jünger als sein Flugzeugführer. Gegenseitiges Vertrauen sei Grundsatz der Arbeit – so hören wir es von dem Leutnant – und Juri würde sich längst nicht so sicher fühlen, hätte möglicherweise noch keinen so hohen Ausbildungsstand erreicht, wenn es dieses Vertrauen nicht gäbe.

Aus gehörigem Abstand betrachteten wir, wie die beiden an der Technik miteinander umgehen, wie der Leutnant dem Oberleutnant Meldung erstattet, wie sie die vorgeschriebenen Kontrollen erledigen und schließlich die Übergabe der Maschine zum Einsatz per Unterschrift besiegeln.

Wir wechselten noch einmal unseren Platz, als der Oberleutnant mit seinem Flugzeug zum Start rollte. Er verschwand nach wenigen Augenblicken aus unserem Gesichtsfeld, während immer noch jener kalte Ostwind blies. Die Herzlichkeit der Männer in den Pilotenanzügen hatte uns die äußere Kälte beinahe vergessen lassen. Guten Flug, Genossen!

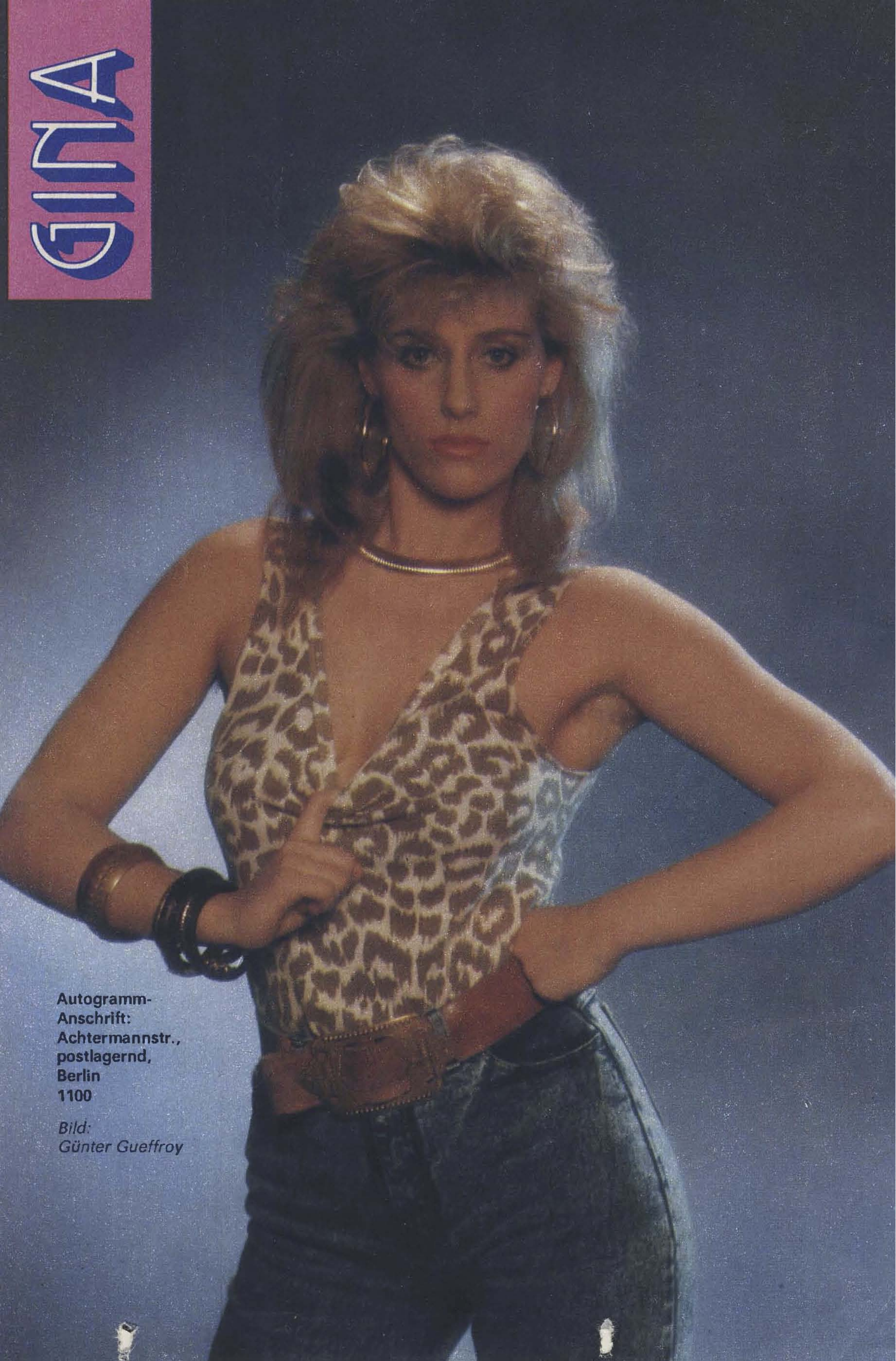
Text: Bernd Meyer
Bild: Manfred Uhlenhut





AR-Lexikon
Suchoj Su-17

Jagdbomber, der zu Beginn der 70er Jahre in den Dienst der sowjetischen Luftstreitkräfte gestellt wurde. Zur Verbesserung des Starts, der Landung und der Langsamflugeigenschaften lassen sich die ca. vier Meter langen Flügelenden in ihrer Pfeilung verändern. Bewaffnung: 2 festeingebaute 30-mm-Kanonen, maximal 4000 kg Waffenaußenlast an sechs bis acht Aufhängungen unter Rumpf und Flügeln (für Bomben, Raketen, 23-mm-Zwillingskanonen sowie Kraftstoffbehälter). Der eingebaute Katapultsitz erlaubt in Notfällen das Verlassen des Flugzeuges in allen Höhen und bei Geschwindigkeiten zwischen 140 und 1250 km/h. Die Maschine ist als Mehrzweck-Kampfflugzeug zur direkten Unterstützung der Bodentruppen, gegen Ziele in der taktischen Tiefe, zur Aufklärung von Zielen sowie zum Abfangen und Vernichten gegnerischer Flugzeuge einsetzbar. Gebaut wurden ein- und zweisitzige Varianten mit unterschiedlichen Triebwerken (Su-17M, Su-17U, Su-17MK). Bezeichnung außerhalb der sowjetischen Streitkräfte: Su-20. Der Jagdbomber Su-22 ist eine Weiterentwicklung, u.a. mit verbesserter elektronischer Ausrüstung.



Autogramm-Anschrift: Achtermannstr., postlagernd, Berlin 1100

Bild: Günter Gueffroy



„Freies Deutschland"

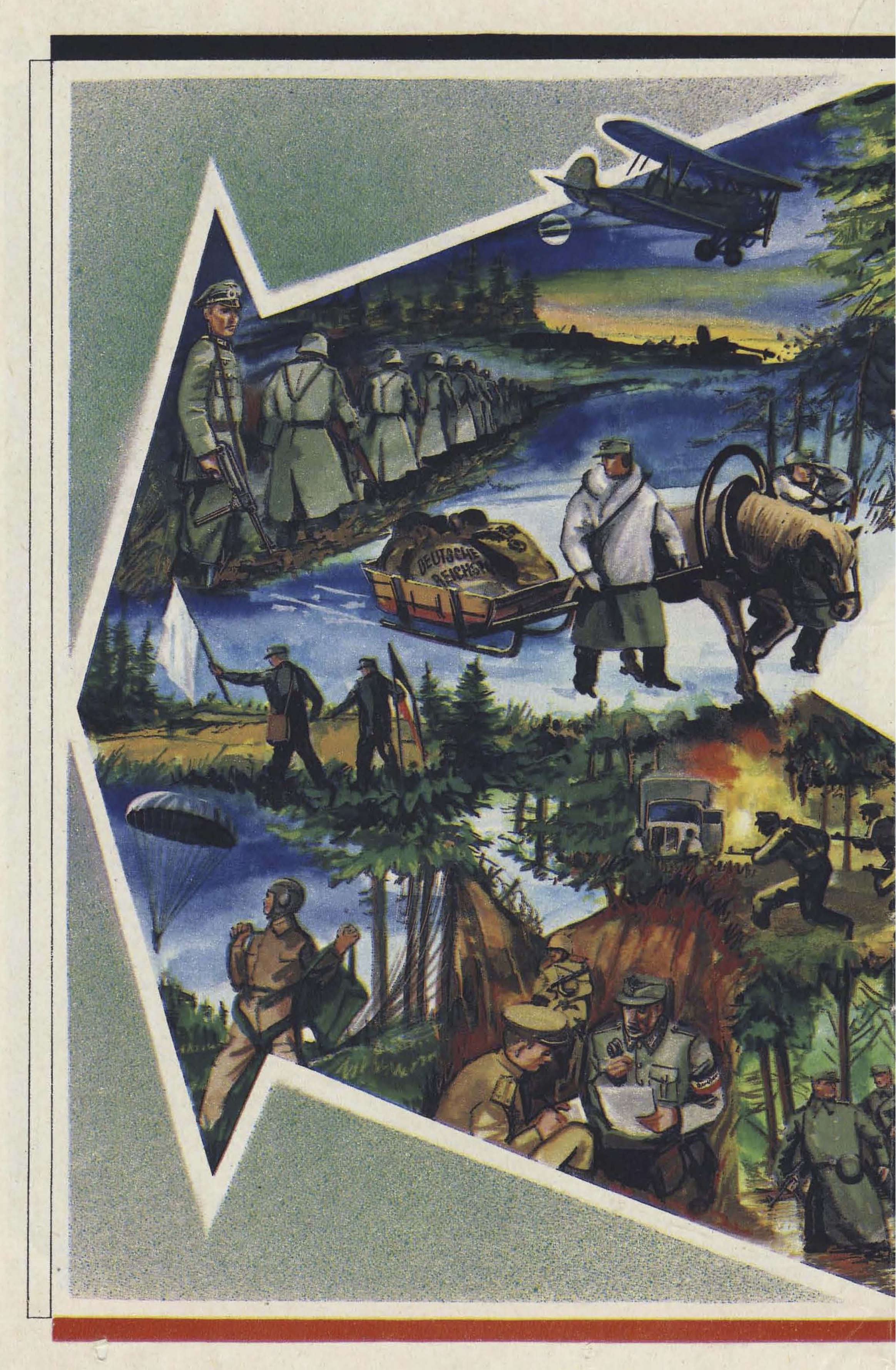
In der Nacht zum 22. März 1945 sammeln sich 58 Angehörige der antifaschistischen Frontschule bei der Samlandgruppe der Sowjetarmee am Kessel von Königsberg und formieren sich zu einer Kampfgruppe; gegliedert ist sie in zwei Züge und eine Stoßgruppe. Um 1.00 Uhr verläßt sie, von dem deutschen Antifaschisten Leutnant Alfred Peter geleitet, die sowjetischen Stellungen. Die Männer sind mit 47 sowjetischen Maschinenpistolen, 11 Gewehren, 40 Handgranaten und einem Funkgerät ausgerüstet. Aber nur im äußersten Falle soll von den Waffen Gebrauch gemacht werden.

Da man im sowjetischen Regimentsstab nicht wußte, ob das Vorfeld der deutschen Stellungen vermint oder durch Stacheldrahthindernisse gesichert ist, soll die Stoßgruppe, zu der einige Pioniere gehören, das Gelände erkunden. Dieser Gruppe folgen beide Züge in Gefechtsordnung. Nach etwa 500 Metern trifft die Stoßgruppe auf eine vorgeschobene MG-Stellung der faschistischen Wehrmacht. Der Leiter der Stoßgruppe ruft den Posten an und erklärt ihm, daß seine Gruppe von einem Fernaufklärungseinsatz zurückkehre und sich verirrt habe. Der Posten holt die Gruppe in die MG-Stellung. Während einige Antifaschisten beim MG-Posten bleiben, betreten andere den Bunker und entwaffnen die Soldaten. Anschließend machen sie das MG unbrauchbar und erklären der völlig überrumpelten Besatzung, daß sie Angehörige der Bewegung „Freies Deutschland" seien und mit dem Krieg Schluß gemacht werden müsse. Einen der gefangengenommenen Soldaten beauftragen sie, die Stoßgruppe in die Stellungen der Kompanie zu bringen und sie als verirrten Spähtrupp zu melden. Falls er von diesem Auftrag abweiche, werde man ihn erschießen.

Nachdem die ersten deutschen Soldaten aus ihren Deckungslöchern geholt und entwaffnet sind, stoßen die beiden nachfolgenden Züge in diese Lücke, schwenken rechts und links ein, entwaffnen weitere Soldaten mit dem Hinweis, daß hier eine Kampfgruppe der Bewegung „Freies Deutschland" operiere, und bringen sie truppweise in die sowjetischen Stellungen ...

Gut zweieinhalb Jahre zuvor hatten sich am 12. und 13. Juli 1943 in Krasnogorsk bei Moskau etwa 300 deutsche Antifaschisten – Emigranten und Kriegsgefangene – zu einer Konferenz zusammengefunden. Durchdrungen von tiefer Sorge um die Zukunft von Volk und Vaterland, analysierten sie die Lage an den Fronten und in der Heimat. Gemeinsam diskutierten Arbeiter, Bauern, Angestellte, fortschrittliche Vertreter des Bürgertums, Kommunisten, Sozialdemokraten, Parteilose und ehemalige Hitleranhänger sowie Christen beider Konfessionen. Am Schluß ihrer Beratung wählten sie das Nationalkomitee „Freies Deutschland" (NKFD), das Führungsorgan der gleichnamigen Friedens- und Freiheitsbewegung für den Kampf gegen Faschismus und Krieg, für die Schaffung eines antifaschistischen deutschen Staates. Zu den gewählten Mitgliedern des NKFD gehörte auch der heutige DDR-Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Keßler.

Die Gründung des NKFD erfolgte nicht zufällig in der UdSSR. Die Völker der Sowjetunion waren der treueste und mächtigste Bundesgenosse der deutschen Antifaschisten und aller vom Faschismus überfallenen und bedrohten Völker. Die UdSSR stellte dem NKFD ein Eisenbahner-Erholungsheim in Lunjowo bei Moskau als ständigen Sitz zur Verfügung, übergab ihm eine Rundfunkstation, die unter dem Namen Sender „Freies Deutschland" arbeitete, und ermöglichte die Herausgabe von Publikationen wie die wöchentlich erscheinende Zeitung „Freies Deutschland" und die Illustrierte „Freies Deutschland im Bild". Die bereits vorhandenen antifaschistischen Schulen für deutsche



DEUTSCHE



Tätigkeiten der Frontorganisation des NKFD

- Grabenagitation mittels Lautsprecher
- Überschreiten der Frontlinie
- Aufklärungsarbeit im feindlichen Hinterland
- Schmuggeln von Gefangenenpost
- Lautsprechersendungen aus dem Flugzeug
- Verteilen von Flugblättern im feindlichen Hinterland

- Überbringen von Kapitulationsangeboten
- Geleit in die Gefangenschaft
- Fallschirmabsprung hinter den faschistischen Linien
- Teilnahme am Partisanenkampf

Divisionshelfer des NKFD

Vorderseite eines Flugblattes des NKFD

Armbinde für Frontbeauftragte des NKFD

T-34 mit Lautsprechern MGU

Sprachrohr

Kriegsgefangene wurden zu Schulen der Bewegung, und ihre Zahl vergrößerte sich.

Durch geduldige und systematische antifaschistische Aufklärungsarbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen bildeten sich zahlenmäßig starke und politisch qualifizierte Lagergruppen der Bewegung „Freies Deutschland". Zehntausende deutsche Soldaten, die als Okkupanten in die Sowjetunion eingedrungen waren, sind so zu Antifaschisten umerzogen worden und später als treue Freunde der Sowjetunion, als Demokraten und viele auch als Marxisten-Leninisten in ihre Heimat zurückgekehrt. In der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR haben sie maßgeblich dazu beigetragen, daß hier die größte Revolution in der Geschichte unseres Volkes vollzogen werden konnte.

Die sowjetische Regierung erlaubte dem NKFD auch, seine Vertreter an die Front zu entsenden, um unter den gegenüberliegenden Wehrmachtsoldaten die Ideen der Bewegung zu verbreiten und ihnen den Ausweg aus diesem verbrecherischen Krieg zu weisen. Gegen Ende des Krieges wirkten etwa 2 000 deutsche Antifaschisten in der Frontorganisation des NKFD. Sie wandten sich vor allem mit Lautsprechersendungen und Flugblättern an die Soldaten und Offiziere der gegenüberliegenden Wehrmachttruppenteile, erklärten ihnen den Charakter des Krieges und die Sinnlosigkeit des Weiterkämpfens. Sie erläuterten ihnen die wahren Interessen des deutschen Volkes und beschworen sie, durch den Schritt in die Gefangenschaft und den Übertritt auf die Seite des Nationalkomitees „Freies Deutschland" ihr Leben für sich selbst, für ihre Angehörigen und für den Aufbau eines neuen Deutschland zu retten und so zur Beendigung des Krieges beizutragen.

Die deutschen Antifaschisten wandten sich mit Briefen an Generale und Offiziere der gegenüberliegenden Verbände und forderten sie auf, das Leben ihrer Soldaten zu schonen und den vom Nationalkomitee gewiesenen Weg zu beschreiten. Sie nahmen Verbindung mit Funkstationen der Wehrmacht auf und sprachen über sowjetische Frontsender zu den deutschen Soldaten. So gestalteten beispielsweise schon allein in der Zeit vom 1. August bis 10. September 1943 Angehörige der Frontorganisation des NKFD mehr als 3 000 Lautsprechersendungen; außerdem wurden etwa 18 Millionen Flugschriften verbreitet.

Einzeln oder in kleinen Gruppen überschritten deutsche Antifaschisten, meist nachts, die Frontlinie, versuchten mit Soldaten ins Gespräch zu kommen und diese zur Bildung von Wehrmachtgruppen der Bewegung „Freies Deutschland" zu veranlassen. Andere sprangen mit Fallschirmen aus sowjetischen Flugzeugen im Hinterland der Wehrmacht ab, verbreiteten Flugblätter unter den rückwärtigen Truppen, in Urlauberzügen, Lazaretten und Soldatenheimen.

Angehörige der Bewegung erkundeten auch Stellungen von Wehrmachtsverbänden, die Lage von Flugplätzen und Munitionsdepots, die Standorte von Truppenstäben und meldeten diese Angaben über Funk den Kommandostellen der Roten Armee. In Deutschland selbst wurden die illegalen Parteiorganisationen der KPD in Betrieben, Verwaltungen, Institutionen, Städten und Stadtbezirken zum Kern und zur richtungweisenden Kraft von Organisationen der Bewegung „Freies Deutschland". Endlich war es der KPD gelungen, mit der Gründung des NKFD und der Formierung der Bewegung „Freies Deutschland" die Zersplitterung der deutschen Widerstandskräfte weitgehend zu überwinden, sie einheitlich anzuleiten und zu führen.

Auch in vielen Ländern Europas und Amerikas, in denen deutsche Antifaschisten im Exil lebten, entstanden nach dem Beispiel des NKFD Komitees für den gemeinsamen Kampf gegen die faschistische Diktatur. Es gab sie in Frankreich, England, Schweden, Dänemark, der Schweiz, Griechenland, in Ländern Lateinamerikas, in den USA und in Kanada. Sie kämpften unter sehr unterschiedlichen Bedingungen in okkupierten, neutralen und in Ländern der Antihitlerkoalition.

Jedoch trotz großer Anstrengungen und vieler Opfer hat die Bewegung „Freies Deutschland" ihr Ziel, den Faschismus aus eigener Kraft zu stürzen und den Krieg zu beenden, nicht erreicht. Aber ihr Kampf hat zur Verkürzung des Krieges und zur Rettung von Menschenleben beigetragen. In ihm wurden zehntausende Kader für den demokratischen Neuaufbau erzogen, und er hat dazu beigetragen, die Ehre und das Ansehen des deutschen Volkes zu retten.

Mit dem Kampf der Bewegung „Freies Deutschland" und insbesondere durch die Fronttätigkeit des NKFD wurden die Traditionen der deutsch-sowjetischen Freundschaft bereichert und eine wichtige Grundlage für die unverbrüchliche Waffenbrüderschaft gelegt, die heute unsere Nationale Volksarmee mit der Sowjetarmee verbindet.

Text: Oberst a. D.
Dr. Willy Wolff
Illustration: Heinz Rode

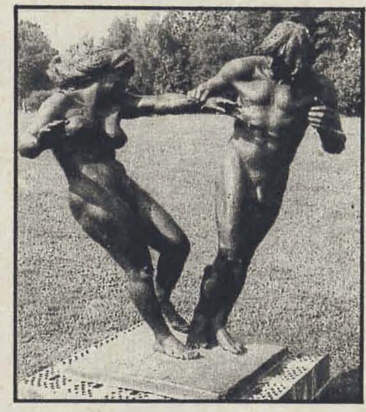


Pionierpanzer T-55

Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer













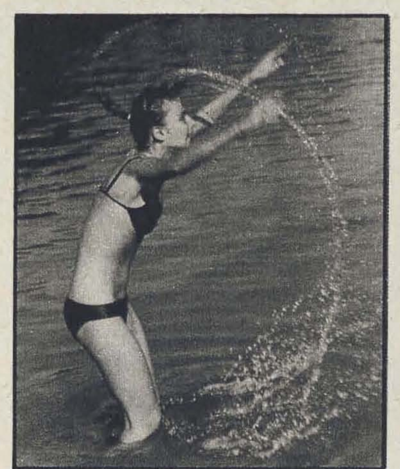




Bild:
Manfred Uhlenhut (7),
Günter Schlag (1),
Ulrich Kneise (1),
Wolfgang Grabow (1),
ADN/ZB (3),
Günter Rinnhofer (1),
Werner Häcker (1),
Archiv (1)

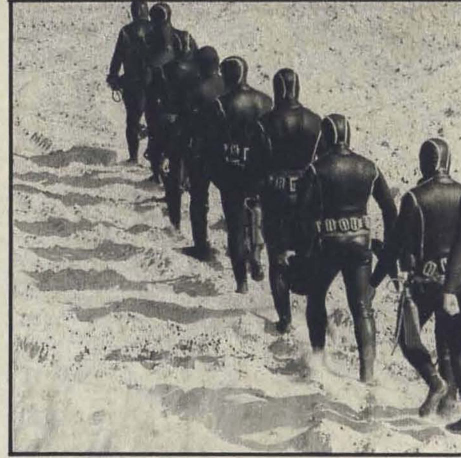














Sommerfrische

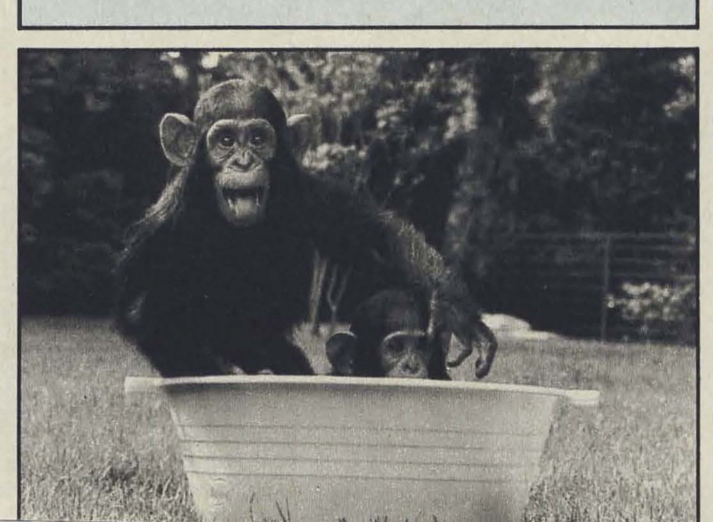
Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß,
Das durch den sonnigen Himmel schreitet.
Und schmücke den Hut, der dich begleitet,
Mit einem grünen Reis.

Verstecke dich faul in die Fülle der Gräser.
Weil's wohltut, weil's frommt.
Und bist du ein Mundharmonikabläser
Und hast eine bei dir, dann spiel, was dir kommt.

Und laß deine Melodien lenken
Von dem freigegebenen Wolkengezupf.
Vergiß dich. Es soll dein Denken
Nicht weiter reichen als ein Grashüpferhupf.

Joachim Ringelnatz







Torpedos gibt es seit 150 Jahren. Wirkung erzielen sie aber nur dann, wenn sie an die gewollte Stelle gebracht werden; daher wohl auch der Name Lancierrohr für Torpedoausstoßrohr. Das eigentliche Lancieren indes wird weit vorher besorgt. Das tun

Männer mit Fingerspitzengefühl



Wer sie sucht, muß in Regelstellen und Werkstätten gehen. Beispielsweise unserer Volksmarine. Aber da dies nicht jeder kann, hat AR sie besucht – sie, die umfangreiche technische Kontrollen an den Torpedos vornehmen, die die „Aale" zum Schuß vorbereiten und klarmachen.

Ein solches Unterwassergeschoß mißt sieben Meter in der Länge und 53,3 cm im



Der Einstellkopf für den Geradlaufapparat. An Bord erfolgt an ihm unmittelbar vor dem Schuß elektrisch die Einstellung des vom Rechner ermittelten Vorhaltewinkels und des Vorlaufs

Horst Krüger und Frank Uthoff überprüfen die Tiefensteuermaschine

Jeder Geradlaufapparat muß periodisch in die Regelwerkstatt von Franz Schiller

Die einzelnen Systeme des Torpedos werden bei angeschlossenem Niederdruck von 26 kp/cm² kontrolliert

Durchmesser. Es birgt auf engstem Raum zahlreiche Armaturen und Geräte. Jede und jedes wird hier an Land eingehenden Funktionsproben unterzogen. Torpedos, die beim Übungsschießen beschädigt oder zum wiederholten Mal „gelaufen" sind, werden repariert. Alles wird von Grund auf durchgesehen, Verschlissenes und Beschädigtes ausgewechselt. Jedes Gerät durchläuft genau festgelegte Kontrollstationen, wird vermessen und justiert – wie etwa die Kreiselanlage – und dann wieder eingebaut. Wahrlich eine Sisyphusarbeit für die Genossen und Kollegen um Werkstattleiter Lothar Weigel.

Der 55jährige Fregattenkapitän der Reserve war einst verantwortlich für die Torpedobewaffnung einer ganzen Brigade kleiner Torpedoschnellboote; die erforderlichen Kenntnisse dafür hatte er sich seinerzeit in der Sowjetunion auf einem Speziallehrgang angeeignet. Kein Wunder also, wenn Genosse Weigel in der Werkstatt ob dessen und seiner Erfahrungen von allen anerkannt und geachtet wird – auch wenn, oder vielleicht gerade weil er peinlichst auf Ordnung und Sauberkeit dringt. Kann doch bei so einem „Aal" das sprichwörtliche Sandkorn im Getriebe bewirken, daß ein abgeschossener Torpedo nicht nur sein Ziel verfehlt; es kann unter Umständen sogar die Ursache dafür sein, daß sich das TS-Boot selbst versenkt. Damit dies nicht passieren kann, muß vor allem der Geradlaufapparat – ein

pneumatisches Kreiselgerät – fehlerlos funktionieren. Darum hat Franz Schiller, Herr über alle diese Apparate, ein extra Arbeitszimmer hinter der großen Werkstatthalle, in dem man wahrlich vom Fußboden essen könnte. In staubdichten Kisten und Containern warten hier etliche Geradlaufapparate auf ihre Überprüfung. Sie sind gewissermaßen die Kommandozentralen der Torpedos, meint Kollege Schiller. Kreiselabhängig werden Kursabweichungen korrigiert. Über ein Druckluftsystem, Steuerschieber und Kolben wird ein Steuergestänge betätigt; das wiederum wirkt auf die Ruder, welche den Torpedo auf den richtigen Kurs zurücksteuern.

Dafür, daß aber auch die Ruderstellung stimmt und die verhältnismäßig kleinen Metallbehälter auf Nullstellung geregelt sind, zeichnet Horst Krüger verantwortlich. „Nullstellung bedeutet nicht gleichzeit Neutralstellung der Ruder", erklärt der gelernte Motorenschlosser, Jahrgang 28. In der Nullstellung müsse nämlich das Höhenruder etwas nach unten ausgeschlagen sein, um den am Torpedo bei seiner Wasserfahrt entstehenden dynamischen Auftrieb auszugleichen. „Wäre das nicht, könnte der Torpedo die eingestellte Lauftiefe nicht halten und würde an irgendeiner Stelle an die Wasseroberfläche kommen."

Die Frage, ob ihm die Umstellung von seiner früheren Arbeit – Instandsetzung von Schiffsantriebsanlagen – auf diese Fummelarbeit Mühe bereitet habe, verneint Kollege Krüger. „Sicher, hier ist mehr Fingerfertigkeit gefragt. Aber schließlich habe ich doch viel praktische Erfahrung mitgebracht und konnte mich somit ziemlich schnell einfuchsen."

Das erkennt auch Frank Uthoff an; derzeit hilft er in der Torpedowerkstatt aus und geht seinem älteren Kollegen



zur Hand. Sonst ist er meist draußen auf den TS-Booten zu finden, wo er die umfangreiche Elektrik der Rohranlagen wartet und auch instandsetzt. Aber nicht nur das. Als Verdichterfahrer in der Sicherstellungsgruppe, dem vierten Arbeitsbereich der Werkstatt, obliegen ihm Wartung und Betrieb der Verdichteranlage. Hier wird in vier Freiflugkolbenverdichtern jene Druckluft erzeugt, mit der die Dampfgastorpedos aufgeladen werden – immerhin 200 kp/cm².

Während seiner aktiven Dienstzeit hat Frank an der Küste seine Frau kennengelernt. „Na, und da bin ich eben hiergeblieben. Die Arbeit gefällt mir, und das Geld stimmt auch." Viele Worte über sich macht er nicht, der 25jährige, von dem seine Kollegen sagen: „Der Frank, auf den kann man sich verlassen. Der packt da mit an, wo er gebraucht wird."

Prinzipdarstellung Dampfgastorpedo (A/B)

1 – Zünder
2 – Druckluftbehälter
3 – Waserkammer
4 – Brennstoffgefäß
5 – Verdampfer
6 – Hauptmaschine
7 – Kreiselgerät
8 – Antriebswelle
9 – Seitenflosse
10 – Treibschrauben

Übungskopf (C)

1 – Druckluftflasche
2 – Durchblasmechanismus
3 – Indikator für Tauchtiefe und Seitenruder
4 – Ausflußrohr
5 – Druckluftkammer



Torpedoübergabe in der Werkstatt: Lothar Weigel, Oberleutnant Uebe, Meister Pempelfort

Bei der Torpedoübernahme an Bord des TS-Bootes dirigiert Meister Pempelfort den Autodrehkran

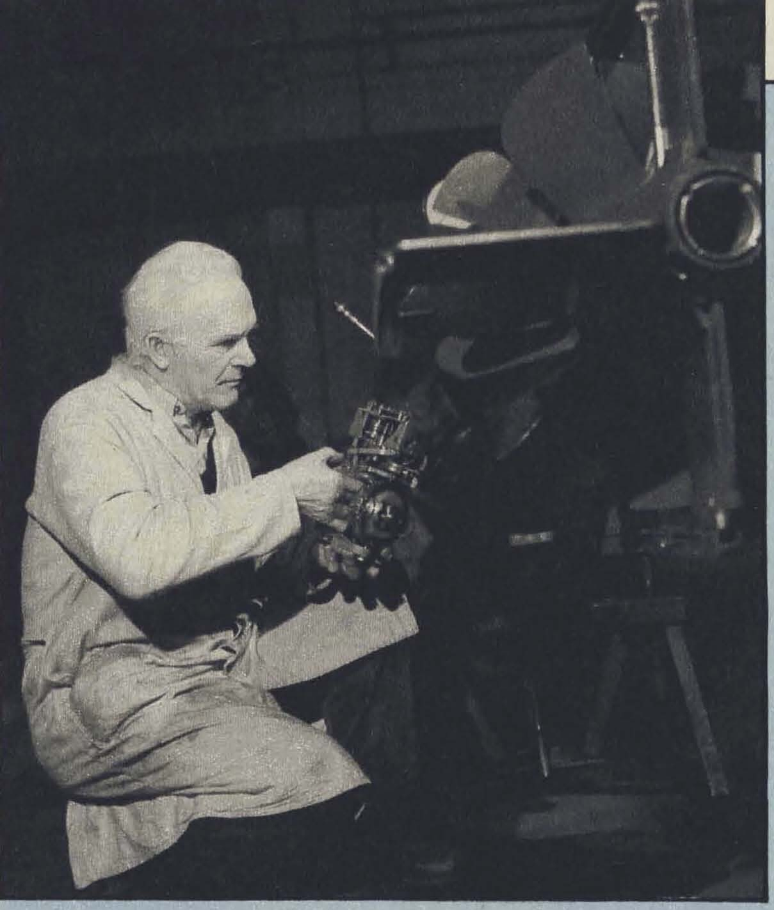
Daß sie gebraucht werden, spüren die Mannen um Lothar Weigel allerspätestens dann, wenn „die Militärs" – wie Horst Krüger sagt – ihre Halle bevölkern: die Genossen der Torpedotechnischen Kompanie von Oberleutnant Niemeier. „Zu den Zeiten, da die fahrenden Einheiten bei taktischer Ausbildung in See ihr Können beweisen müssen, geht das Hallentor in einem fort auf und zu. Denn Übergabe und Übernahme der Torpedos bis hin zur letzten mechanischen Regelung, all das ist eben ausschließlich Sache der Militärs." So sei nun einmal die Vorschrift.

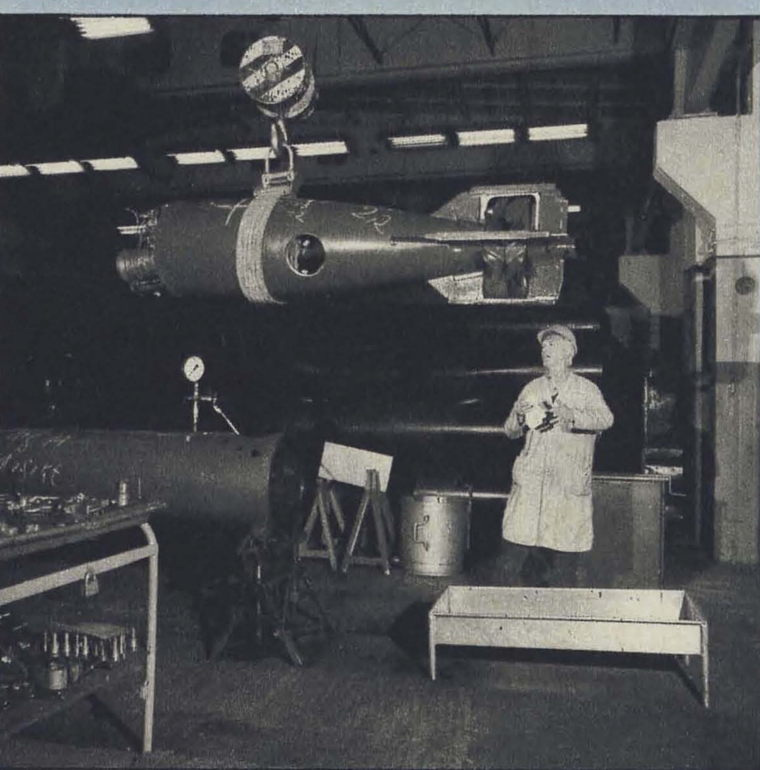
An diesem Tag ist es Meister Rico Pempelfort, der zur Übergabe des Torpedos an den Kommandanten eines TS-Bootes befohlen wurde. Der 21jährige Torpedoregelgruppenleiter ist Berufsunteroffizier und dient erst seit zwei Jahren im Stützpunkt. In wenigen Tagen beginnt er einen Qualifizierungslehrgang zum BMSR-Meister. Und so wird Rico nach seiner Armeezeit nicht nur Torpedospezialist sein, sondern auch einen Meisterbrief haben und auf Erfahrungen als Kollektivleiter verweisen können, wenn er sich wieder um Arbeit im zivilen Bereich bewirbt. Möglicherweise als Zivilbeschäftiger in der Werkstatt hier? Aber bis dahin gehen ja noch einige Jahre ins Land. Und wer will es ihm verübeln, wenn er sich „jetzt noch nicht die Rübe darüber zerkratzt". Erst wolle er mal ein guter Fachmann werden. Zwar sei er auf der Flottenschule am Torpedo aus-



AR-Lexikon

Torpedos sind Unterwassergeschosse mit Eigenantrieb und Steuerung. Die Sprengladung im Gefechtskopf dient der Vernichtung von Überwasserschiffen, Unterseebooten, Docks und Hafenanlagen des Gegners. Wenige Jahre nach der Entwicklung des ersten Torpedos (um 1860) wurde der Dampfgasantrieb erfunden und seitdem ständig verbessert; hierbei wird die mitgeführte Druckluft als Sauerstoffspender genutzt. In einer als Verdampfer bezeichneten Verbrennungskammer wird in ausströmende Luft Brennstoff (Kerosin) eingesprüht. Dieses Luft-Kerosin-Gemisch wird von einer Zündpatrone entflammt und verbrennt dann unter Entwicklung hoher Temperaturen. Die heißen Verbrennungsgase erhitzen Wasser, das durch den Mantel des Verdampfers in Überhitzerrohre einströmt, bis über den Siedepunkt; der dabei entstehende Heißdampf vermischt sich mit den Verbrennungsgasen. Dieses Dampf-Gas-Gemisch treibt die Kolben der Dampfmaschine an, welche ihrerseits die Welle mit den Antriebsschrauben in Umdrehung versetzt. Nachteilig wirken sich die vom Dampfgastorpedo ausgestoßenen Verbrennungsgase aus, da sie auf der Wasseroberfläche die Laufstrecke des Geschosses verraten. Auch verursacht der Dampfgasantrieb erhebliche Geräusche unter Wasser, die von hydroakustischen Stationen über größere Entfernungen geortet werden können. Darum setzen sich bei modernen Torpedos der Elektroantrieb (geringer Geräuschpegel) oder der reaktive Antrieb (hohe Laufgeschwindigkeit) durch.





Fünf Leitungen für Brennstoff, Druckluft, Wasser und insgesamt 48 Längsverbindungsschrauben schließen Vorder- und Heckteil zusammen

Das „Herz" des Torpedos – den Geradlaufapparat – behandelt Horst Krüger beim Einbau wie ein rohes Ei

gebildet worden, aber dennoch tauchten da und dort immer noch Fragen auf, wie man bestimmte Sachen technologisch am besten anpacke. Und damit könne er sich immer an Lothar oder Horst wenden. „Denn die haben mehr Ahnung als wir andern alle zusammen." Darum mache ihm die Zusammenarbeit mit den Kollegen echt Spaß.

Daß sich so ein Verhältnis auch auf das Arbeitsergebnis auswirkt, spüren letztlich die Besatzungen der TS-Boote, deren Gefechtsbereitschaft hauptsächlich daran gemessen wird, wie sie ihr jährliches Übungstorpedoschießen erfüllen. Und wenn beispielsweise TS-Boots-Kommandant Oberleutnant Uebe diese Aufgabe mit seiner Besatzung im vergangenen Jahr ausgezeichnet löste, so auch dank der gewissenhaften Arbeit der Genossen und Kollegen von der Torpedowerkstatt. Er selber könne sein Boot noch so gut führen, „aber daß der Torpedo dann so läuft wie er soll, das machen die Leute in der Werkstatt. Und nach meinen Erfahrungen machen sie ihre Sache gut."

Text: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

ÜBER DIE SCHACHTEL GEPEILT



Was hat dieser Ein-Augen-Blick des Soldaten über die Zündholzschachtel zu bedeuten? Nun, er lernt, Entfernungen zu berechnen. Sein Gruppenführer bringt es ihm bei, denn er weiß über das eckige Behältnis ein bißchen mehr, als daß man sich mit dessen Inhalt eine anstecken kann. Er kennt die Maße der Schachtel, und wenn er die mit rund 50 mal 35 mal 15 Millimetern annimmt, so kann er das ins Strichmaß umsetzen. Dabei geht er von einem Vollkreis aus (360 Grad), der in 6000 Strich eingeteilt wird. Die Schachtel – mit der langen Seite 50 Zentimeter vor das Auge gehalten – bedeckt dabei einen Winkel von 6 Grad. Das sind 100 Strich. Die Breitseite hat 70, die Höhe 30 Strich. Damit läßt sich etwas anfangen. Stimmt nämlich eine der Schachtelseiten mit dem anvisierten Ziel, dessen Höhe oder Breite bekannt sein muß, überein, kann mit einer einfachen Formel die Entfernung bestimmt werden. (Höhe oder Breite des Zieles in Metern mal 1000, geteilt durch den ermittelten Winkel in Strich) Andere Hilfsmittel liefern andere Winkelangaben: eine MPi-Patronenhülse – 26,





das Korn der MPi – 2, ein normal dicker Bleistift – 15 Strich. Das gehört zum Soldateneinmaleins ebenso wie Tarnen, Beobachten, Bewegen im Gelände, Auseinandernehmen der Waffe und selbständiges Beseitigen von Störungen. Das muß alles sitzen. Wenn sich die Soldaten aus dem BMP-2 heraus zur Schützenkette formieren, baut der Gruppenführer auf die vielen Kleinigkeiten der vorangegangenen Ausbildung. Auch auf den Peilblick über die Streichholzschachtel.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Fähnrich d. R. Achim Tessmer





Satti, das Lügenmaul

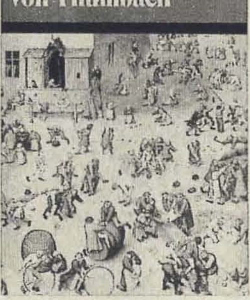
Dreizehn ist er, dünn wie eine Zaunlatte, und er trägt Fallschirmspringerstiefel, immer; in den Botten scheint er auch zu schlafen. Er ist der Neue in der Klasse. Sein Name: Jürgen-Wolfgang Satrapichanowski. Im Ernst. „Aber auf Satti reagiere ich schneller", ermutigt er die Klassenlehrerin Frau Fiebig. Noch gar nicht richtig mit beiden Beinen in der Klasse an seinem ersten Schultag, tischt er ihr und seinen neuen Mitschülern eine Geschichte auf, daß sich die Balken biegen. Zu spät ist er gekommen. Wegen einer Eisenbahnentgleisung ... Satti hat das große Maul, er hat eine wild wuchernde Phantasie und verfügt über eine frappierende Sprachkraft. All das benutzt er mit Eifer, um die dollsten Geschichten zu erfinden und ganz Thumbach auf den Kopf zu stellen. Thumbach liegt zwischen einem See und einem Berg, und eine Blusenfabrik gibt es hier. Und Klaudia, in die Satti verknallt ist. Und Beule, den Kumpel, gibt es. Und all die anderen, mit denen Satti die herrliche, unwiederbringliche Zeit zwischen Kindsein und Erwachsenwerden verbringt. Doch nicht alles ist Spaß und Übermut. Beim Spielen finden die Kinder eine Flasche. „Product of Nicaragua" steht auf dem Etikett. In der Flasche ein mit spanischen Wörtern beschriebener Zettel, eine schreckliche Nachricht: in der Ortschaft Loreno sollen fünf Männer umgebracht werden. Sattis Phantasie reißt alle mit – die Kinder sind plötzlich ganz unmittelbar beteiligt an den Kämpfen der Sandinistas gegen die Angriffe der Contras.

Benito Wogatzki ist Sattis geistiger Vater. Er hat den wundersamen Knaben erfunden, der Dinge sieht und weiß, von denen nicht mal die Erwachsenen je hörten. Schön, wie die Kinder in dem Buch reden, wie sie denken. Und schön auch das Spiel mit Poesie und Wirklichkeit. Was Satti zustande gebracht hat mit seinen unwirklich-wirklichen Geschichten, ist „Ein goldener Schweif am Horizont von Thumbach". So heißt dieser Roman mit Kindern und Erwachsenen, und dieses literarische Überraschungspaket wurde im Verlag Neues Leben auf die Reise geschickt zu Euch.

Die Reise, auf der Gerd Lissren sich befindet, ist kurz und endet folgenschwer. Lissner jagt die nächtliche Landstraße entlang. Der Regen peitscht gegen die Frontscheibe seines Lada. Lissner kommt von einer Frau. Er war bei seiner Freundin Astrid, deren achtundzwanzigsten Geburtstag zu feiern. Was Lissner tut, ist in zweifacher Hinsicht eine unerlaubte Entfernung: Er ist verheiratet, und er ist Reservist. Bis zweiundzwanzig Uhr muß er in der Kaserne sein. Ihm bleiben noch fünfunddreißig Minuten. Da wird er geblendet, eine falsche Lenkbewegung, der Wagen schleudert, ein Baum, der Aufprall, Ruhe, Schwärze. Zur selben Zeit, da Lissner bewußtlos im Wagen der Schnellen Medizinischen Hilfe liegt, muß der UvD seiner Kompanie die Stärke melden. Obwohl Gefreiter Dieter Coltan weiß, daß Lissner noch nicht eingetroffen ist, meldet er „Keine Vorkommnisse". Der Gefreite ist Schuldirektor und gewöhnt, selbst zu entscheiden. Über die Tragweite seiner Eigenmächtigkeit hier, innerhalb der militärischen Ordnung, ist er sich nicht im klaren. Hauptmann Seidel, der Politstellvertreter der Kompanie, erhält Befehl, den UvD Gefreiten Coltan nicht nur sofort abzulösen, sondern ihn zu arretieren. Ablösen, selbstverständlich, aber einen seiner besten Soldaten in die Arrestzelle sperren? Hauptman Seidel verweigert diesen Befehl.

Kompaniechef Reusch wird zu Hause aus dem Bett geholt. Für ihn sind die Ereignisse dieser Nacht die logische Folge davon, wenn über Befehle diskutiert wird. Coltan kommt in die Arrestzelle Nr. 3. Sie ist bereits belegt von Soldat Dietmar Herbst, einem aus Coltans Zug. Der Mann ist Alkoholiker, ist vom Diplom-Ingenieur zum Transportarbeiter abgerutscht. Eine unerträgliche Situation für Coltan, den ehrgeizigen Direktor, der Mißerfolge an seiner Schule gar nicht erst zuläßt. Hunderte von Schülern hat er unterrichtet, auch Reinhard Becker. Der ist jetzt Unteroffizier und Gruppenführer, der militärische Vorgesetzte seines ehemaligen Lehrers. Auffällig oft teilt er ihn zu den unbeliebtesten Diensten ein, Wachen an den Wochenenden, abendliche Küchenarbeiten. Die





Spannungen zwischen den Männern belasten das Kampfkollektiv, belasten auch Hauptmann Seidel, dem das Herz schwer ist von eigenen Sorgen. Seine Ehe ist kaputtgegangen, er kommt kaum drüber weg. Obwohl, da ist eine Frau, zu der er sich hingezogen fühlt. Sie hat eine fast erwachsene, schwer behinderte Tochter ... Und Soldat Herbst, ist er wirklich der asoziale Säufer oder nicht vielmehr ein kranker Mensch, der es alleine nicht schafft, aber so sehr wieder gebraucht werden will?

Während der Abschlußübung seiner Kompanie tut Unteroffizier Becker etwas, was keiner von ihm erwartet hätte.

Die Spannungsfelder zwischen Risiko und Verantwortung, zwischen steinerner Gleichgültigkeit und dem Verlangen nach achtungsvollem, mitmenschlichem Umgang miteinander schreitet der Autor Detlef Merbd in seinem Roman „Risiko" aus. Das Buch ist sein Debüt. Dem Autor gebührt Anerkennung für den beherzten Zugriff, mit dem er komplizierte Probleme anpackt, wie sie bei Menschen in extremer Lebenslage entstehen können. Dem Militärverlag der DDR ist bald eine zweite Arbeit dieses präzis beobachtenden, mit psychologischem Empfinden und Takt schreibenden Autors zu wünschen.

Das Erstlingswerk der chilenischen Autorin Isabel Allende, der Roman „Das Geisterhaus" (AR 10/86), stellte die Nichte des 1973 ermordeten chilenischen Präsidenten über Nacht in die erste Reihe der lateinamerikanischen Literaten; nicht des berühmten Namens, sondern ihrer hinreißenden Erzählkunst wegen. Ich freue mich, Euch ihren zweiten im Aufbau Verlag erschienenen Roman vorstellen zu können – „Von Liebe und Schatten". Es ist die Geschichte der Journalistin Irene Beltrán und des Fotografen Francisco Leal. Irene, verhätscheltes Kind einer wohlhabenden Familie, englische Mädchenschule, katholische Universität, Reitpferd, Schmuck, immer behütet vor dem Schmutz der Welt, lebte in unfaßbarer politischer Unwissenheit. Francisco, Sohn eines spanischen Professors und glühenden Kommunisten, der vor der Franco-Diktatur aus Spanien nach Chile geflohen war, ist ein politisch aktiver, im Untergrund arbeitender junger Mann. Er begleitet Irene, wenn sie Prostituierte interviewt, über Waisenkinder und Fallschirmspringer reportiert und auf Sensationsjagd ist für ihre Zeitschrift. Auch bei der Reportage über ein junges Mädchen, das angeblich Wunderkräfte besitzt, fotografiert er für sie. Und hier erlebt Irene erstmals, daß geschossen wird, daß Terror und Gewalt herrschen. Später erfahren sie, daß das Mädchen nachts brutal aus dem Haus gezerrt und weggeschleppt worden ist. Irene und Francisco forschen nach dem verschollenen Mädchen. Auch in einem Leichenhaus, in dem Tote mit abgeschnittenen Fingern liegen, Tote, die mit Drähten gefesselt sind, deren Gesichter mit Schneidbrennern versengt mit Gewehrkolben zerschlagen wurden. Irenes und Franciscos Schicksal wendet sich an jenem schwarzen Montag, an dem sie die stillgelegte Mine in Los Riscos betreten und dort finden, was von dem Mädchen übriggeblieben ist. Eilig ziehen die Machthaber einen Ring aus Eisen, Helmen und Stiefeln um die Mine. In Plastesäcken werden immer mehr Ermordete herausgeschleppt, ohne Zweifel umgebrachte politische Gefangene. Irene und Francisco schweben in Lebensgefahr. Ihre Flucht ist unaufschiebbar.

Isabel Allende ist eine starke Erzählerin. Wir verdanken ihr erneut ein erregendes Buch, daß uns besser begreifen läßt, was in Chile geschah und geschieht.

Geschichten von glücklichen Welten in kommenden Zeiten verspricht uns ein Band mit dem Titel „Duell im 25. Jahrhundert". Natürlich wißt Ihr, das können nur SF-Geschichten sein. Und zwar von berühmten Autoren: Jack London, Jules Verne, Kurd Laßwitz, Alexander Beljajew und vielen anderen. Einige stories erscheinen hier erstmals in deutscher Übersetzung, eine Praline also aus dem Verlag Das Neue Berlin.

Legt Euch auf eine duftende Sommerwiese. Und lest!

Tschüß

Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées







Das Loreley-System

Kurzgeschichte von Oberstleutnant d. R. Lutz-R. Schöning · Illustration von Fred Westphal

Der Alte lehnte sich genießerisch gegen die Rückenstütze des Stahlrohrsessels. Vor ihm auf der glänzenden Schreibtischplatte lagen die zwei sorgfältig gestapelten, fast gleichhohen Brieftürmchen der Dienstpost. Frau Seltram, seit Urzeiten das Vorzimmer hütend, ließ sich von dieser Gewohnheit nicht abbringen. Tagaus tagein schlitzte sie alle ankommenden Sendungen sorgfältig auf, ermittelte den Inhalt, steckte die Briefbögen wieder in die Versandtaschen – ein Begriff, an den sie sich nur schwer gewöhnte – zurück und sortierte die zwei Stapelchen vor, die sie dann ins Chefzimmer trug.

Die Vorgesetzten hatten, das ist der Lauf der Dinge, gewechselt. Frau Seltrams Methode nicht. Die wurde nach relativ kurzer Zeit immer respektiert. Zugegeben, es gab Varianten. Die machten die Arbeit der Kollegin Seltram interessant. Aus der Art, wie die Vorgesetzten das Poststudium betrieben, ließen sich neben philosophischen Erkenntnissen auch Hinweise auf die Tagesform ableiten. Informationen also, die den Betrieb im Stabsgebäude schon irgendwie beeinflußten. Dort wußte jedermann um die Marotte. Man gönnte der Seltram den kargen Spaß. Hin und wieder saß ihr nämlich der Schalk im Nacken. Dann verwechselte sie in Schelmenmanier die Stapelplätze. Türmte also mir nichts dir nichts die Briefschaften mit kritischem, vertraulichem oder anderweitig unangenehmem Charakter plötzlich nicht rechts, sondern links vom Auge des Betrachters auf. Der Amtierende hatte, als er seinerzeit erstmals mit diesem schon psychologisch zu nennenden Test konfrontiert wurde, von einem



Loreleysystem gesprochen. Und zu einer kleinen Belehrung angesetzt. Mit dem Ergebnis, daß er selbst der Belehrte war. Er hatte also, hinter verschlossener Vorzimmertür natürlich, zur Kenntnis genommen, daß eine gewisse Systematik auch in profanen Dingen vonnöten sei, nicht wahr.

Seither spielte auch der Alte die Postlotterie mit. Ermittelte also täglich durch Stichprobe, was von welchem Stapel zu erwarten sei und hob sich in der Regel den mit den Lob- und Dankesbriefen für den zweiten Teil der Lektüre auf. Dazu gehörte die beschriebene genießerische Haltung, soweit die modernen Büromöbel das gestatteten. Es wäre zu viel des Guten und Fabelhaften, wenn man der Frau Seltram unterstellen würde, daß sie auch innerhalb der Postrubriken noch eine Unterscheidung vornähme, gerichtet auf dramaturgische Steigerung beim Abarbeiten. Heute aber hätte es der Fall sein können.

Der letzte Brief vom guten Stapel trug einen amtlichen Absender. Eine obstanbauende Genossenschaft wandte sich an den Kommandeur des Gefreiten Fuchs. Da es der blanke Zufall wollte, daß der Name Fuchs am frühen Morgen schon einmal gefallen war, drückte der Alte nach kurzem Zaudern eine der grünen Tasten seines Sprechgerätes. Die offensichtlich leicht beunruhigte Rückfrage des unsichtbaren Teilnehmers beantwortete der Chef mit einem beruhigenden, aber nicht weniger energischen Satz. Der Fuchs soll mal flugs hier antanzen. Alles andere später.

Der Gefreite Fuchs, offenbar nicht ungeübt im Antanzen, meldete sich wenig später in vorschriftsmäßig sitzender Dienstuniform, schnurrte seine Meldung nur so herunter und profitierte außerdem von der Tatsache, daß er sich zwei Tage zuvor einer radikalen Kürzung des Haupthaares unterzogen hatte. Ein erfreulicher Anblick, der dem Alten hinter der kopfstützenden rechten Hand ein wohlwollendes Schmunzeln erlaubte. Es wäre ihm bei aller Sympathie aber nicht eingefallen, den Gefreiten direkt mit dem Inhalt des Briefes zu konfrontieren. Und so erreichte den einigermaßen mißtrauischen Gefreiten Fuchs zuerst die Mitteilung, daß eine Obstgenossenschaft geschrieben habe und was er, der Gefreite Fuchs, wohl über den Inhalt vermute. So unpädagogisch solche Frage sein mochte, der Alte hatte seine Erfahrungen. Und die fand er, nach einem flüchtigen Blick auf den eben noch so selbstsicher wirkenden Fuchs, wieder einmal bestätigt.

Der Gefreite hatte im Bruchteil einer Sekunde eine erstaunliche Metamorphose durchgemacht und bot jetzt doch eher das Bild eines peinlich Überraschten, wenn nicht gar Erwischten. Nun wäre Fuchs nicht Fuchs gewesen, wenn er lange gebraucht hätte, um sich zu fassen. Das strategische Ziel, die Rettung der eigenen Haut betreffend, mußte blitzschnell durch eine günstige taktische Maßnahme angesteuert werden.

Fuchs, dem überhaupt nicht klar war, nicht klar sein konnte, inwieweit der Briefsteller etwa zu den Wortgewaltigen gehörte, die auf

einer einzigen Briefseite ein Menschenschicksal abhandeln oder gar beeinflussen, Fuchs also entschloß sich zu vorsichtiger Selbstbezichtigung. Er setzte ein für solche Fälle parat gehaltenes schüchternes Lächeln auf. Dann räusperte er sich zweimal und berichtete endlich seinem hohen Vorgesetzten, was nach seiner Meinung in dem Brief stehen könnte.

Der Alte, mindestens so gut trainiert wie der Gefreite Fuchs, hörte unbewegten Gesichts zu. Fuchs, nicht wenig irritiert durch die ausbleibenden mimischen Reaktionen, holte weiter und weiter aus. Wenn er nur genau wüßte, was ihm die Brüder von dieser Apfelzunft alles angehängt hatten!

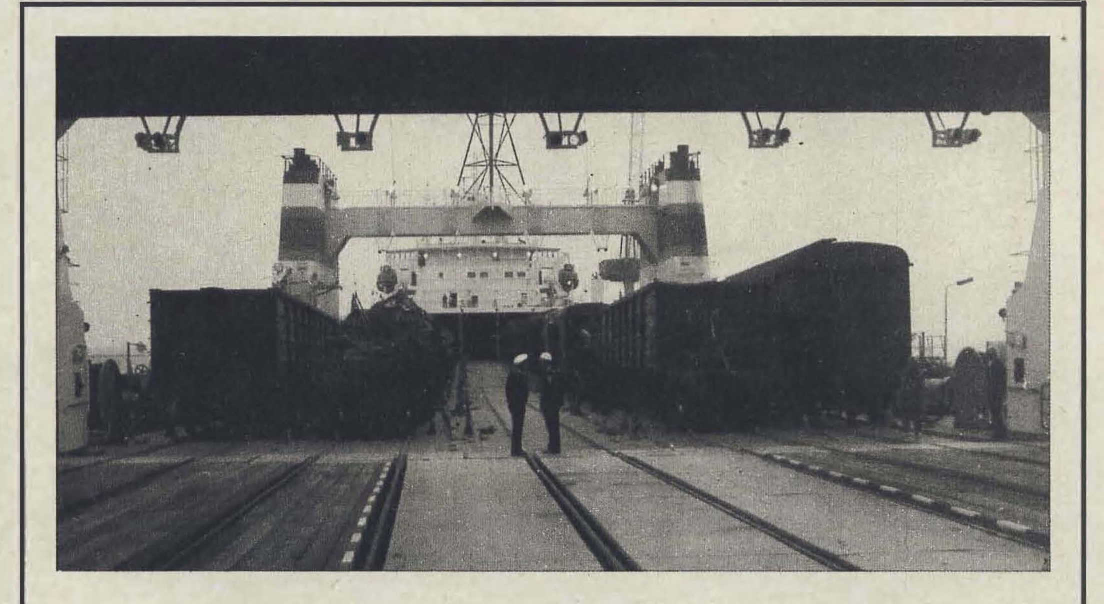
Angefangen hatte es harmlos. Zugegeben, mit einem kleinen Umweg. Eigentlich sollte er mit seinem URAL den Wasseranhänger zur nächsten Molkerei ziehen und auffüllen. War ja doch allerhand, was die Köche während der Komplexübung so verbrauchten. Der Abstecher nach Muchelsdorf zum Zigaretteneinkauf war nur als noble Geste eines Nichtrauchers gegenüber den abhängigen Nikotinsklaven gedacht gewesen. Fuchs verlagerte, wie er glaubte unmerklich, die Schuldandeutung von den verschwenderischen Köchen zu den Rauchern. Dann waren die Mädchen dran. Genau gesagt diese unvernünftig mit allen sommerlichen Reizen prahlenden Erntehelferinnen, die da durch Muchelsdorf flanierten. Nun wäre das im Prinzip keine Hürde, keine ernsthafte Prüfung für einen nervenstarken Spezialisten wie den Gefreiten Fuchs gewesen. Aber war er nicht schon kurz zuvor durch einen Flecken gefahren, der sich Busendorf nannte? Busendorf? War die Aufmerksamkeit nicht vielleicht doch schon eingeschränkt durch solche widrigen Zufälle? Bekam, so gesehen, der Vorfall an sich nicht ein ganz anderes Vorzeichen? Konnte man da überhaupt von Schuldzumessung für den Gefreiten Fuchs reden? War es nicht möglicherweise sogar eine ganz gezielte Provokation, als da plötzlich an einem Fenster dieses Erntelagers ein Mädchen auftauchte, ach was, ein Mädchen! Ein Bild von einem Frauenzimmer, rund und gesund und so pudelnackt wie die Eva im Paradies, mit blitzendem Kamm die blonde Mähne hingebungsvoll striegelnd ... Ist es ein Wunder, wenn man da Konzentrationsprobleme bekommt? Ist es gar ein Verbrechen, wenn man, wenigstens mit einem Viertelauge, wahrnimmt, wie schön die Natur auch heutzutage noch sein kann?

Außerdem hatte Fuchs nicht allein dort hoch geäugt, um mal wieder zum Thema Schuldfrage zu kommen. Der Fahrer vom Traktorenzug zum Beispiel mußte ja viel intensiver geschaut haben. Nicht mal die Spur einer Reaktion zeigte der! Sonst wäre er wohl in der Lage gewesen, ein wenig am Lenkrad zu drehen, als der unvermutete Impuls von hinten her seine Fahrt beschleunigte. Der Junge muß geradezu hypnotisiert gewesen sein von dem Weibe. Saß noch minutenlang nach dem Anprall mit blödem Lächeln und weit aufgerissenen Augen in seiner Kabine und staunte den Baum an, der sich gegen die Motorhaube des Traktors stemmte.

Es kam natürlich, wie es kommen mußte. Als Fuchs seinen LKW, an dem übrigens so gut wie keine Schramme zu sehen war, zurückgesetzt hatte, als man den Traktoristen behutsam auf die Straße gestellt hatte und als der mutmaßliche Chef der Erntetruppe breitbeinig sein altes Moped anhielt, da war die hochgewölbte Fee weg vom Fenster. Spurlos verschwunden, mit Haut und Haar! So etwa in der Art einer modernen Loreley. Ob aber nun Flußlauf oder Landstraße, ob Fels oder Baum, der Effekt war der gleiche. Was den Traktor betraf. Ja, und da habe es Fuchs, im volkswirtschaftlichen Raster denkend, durchaus berechtigt gefunden, daß ihm der Landmann den Wasserwagen eigenhändig ab- und die vollen Obsthänger anhängte. Zugegeben, ein paar Fuhren habe Fuchs noch freiwillig bis zum Lagerhaus gezogen, so lange, bis eine Ersatzzugmaschine angezockelt kam. Insgeheim hatte er natürlich gehofft, die eigentliche Schadensverursacherin doch noch dingfest machen zu können. Das allerdings sollte alles eine Sache unter drei Männern bleiben. So war es mit dem Vorsitzenden und dem Traktoristen ausgemacht ... Aber nun sehe man ja, was solche illegalen Abmachungen taugen. Nun denn, ein Fuchs hat noch immer für seine Taten eingestanden. Vielleicht könne der Vorgesetzte Motiv und Haltung ein wenig verstehen.

Na, der Genosse Vorgesetzte verstand das sogar sehr gut. Die Beichte war ja ausführlich genug, nicht wahr. Viel ausführlicher, als das zum Exempel eine magere Schreibmaschinenseite vermag. Man müßte sich nur wundern, was es alles so gab an Fallstricken für eine lautere Kraftfahrerseele. Dunnerlittchen! Nun könne man bei allem Verständnis die beteiligten Verursacher des Ereignisses natürlich nicht disziplinarisch belangen, schon gar nicht die so plastisch beschriebene junge Dame. Aber es würde schon alles berücksichtigt werden, was man erfahren hatte. Wozu war man hier sonst wohl der Chef. Nur eins sollte der Gefreite Fuchs wissen: auf die Abmachungen mit dem Vorsitzenden wäre Verlaß gewesen, doch, doch! In seinem Brief stand nämlich nur ein dickes Lob für den umsichtigen Gefreiten, der in einer ungewöhnlichen Situation Realitätssinn bewiesen und so die Genossenschaft vor Schaden bewahrt habe. Man wollte ihm deshalb ein kleines Kontingent Winterobst zukommen lassen und bitte auf diesem Wege um seine Adresse.

Der Ton der Mitteilung ließ den Gefreiten Fuchs die Hoffnung schöpfen auf mildernde Umstände. Mit der abschließenden Bemerkung des Alten, daß auch das Loreleysystem noch verbesserungsfähig sei, konnte Fuchs allerdings nichts anfangen.



Deutsche Reichsbahn Fährkomplex Mukran

stellt ein:

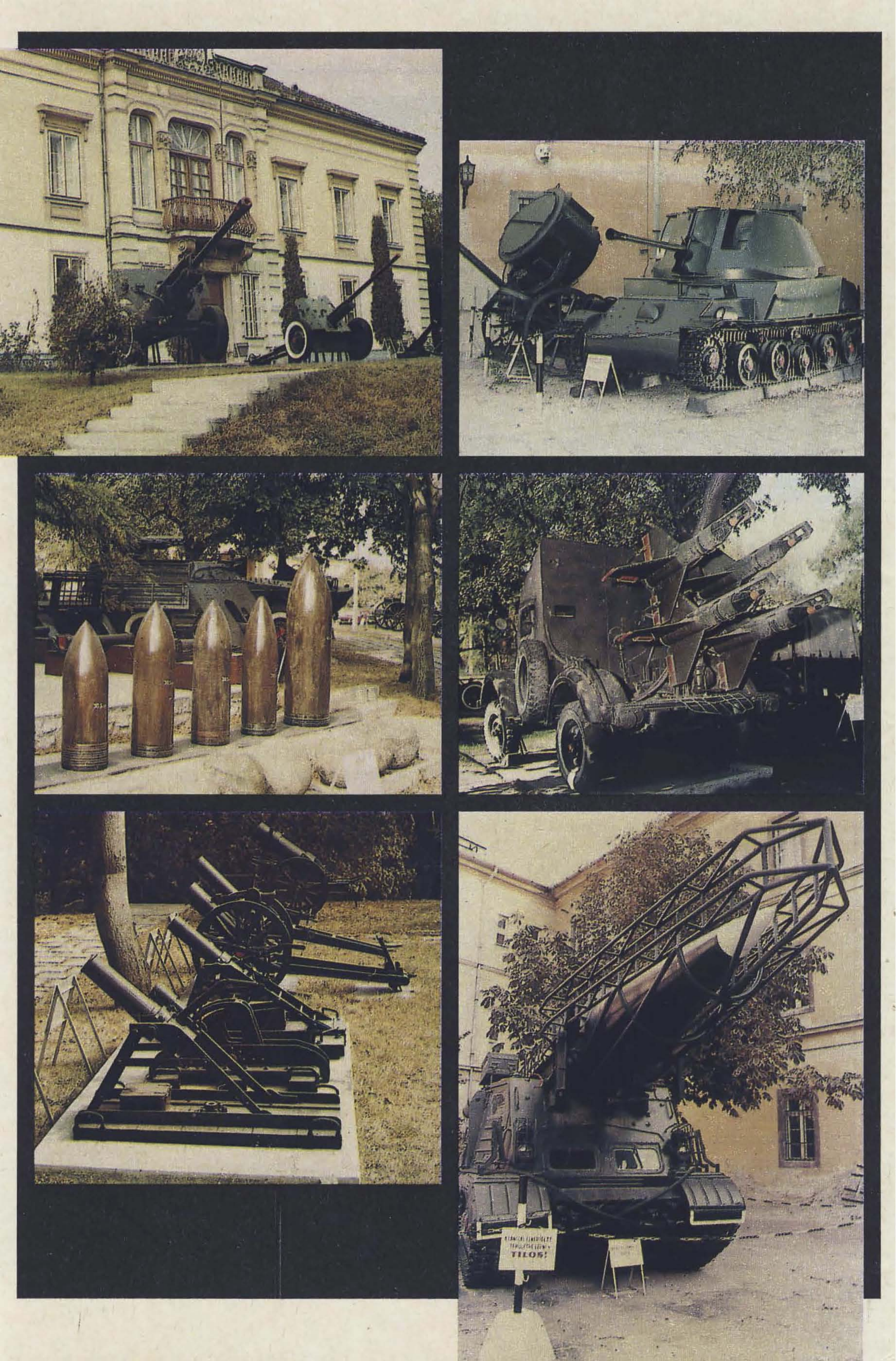
- **Facharbeiter für Umschlagtechnik**
- **Umschlagarbeiter (ungelernt)**
- **Meister für Umschlagtechnik**
- **Triebfahrzeugführer**
- **Wagenmeister**
- **Schienenfahrzeugschlosser**
- **Expedienten**
- **Hoch- und Fachschulkader für Technologie des Eisenbahntransports**
- **Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure für Großrechenanlagen**

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Fahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- Gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Bewerbungen und ausführlicher Lebenslauf sind zu richten an:
Deutsche Reichsbahn
Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran
2355
Telefon:
Post Saßnitz 43103 oder 3305
Basa: 96/76 3103 oder 3305

Re.-Nr. 18/I/88


TILOS!



Alles, was da scheußt

... und mehr als eine Handfeuerwaffe ist, findet sich im Artilleriemuseum von Várpalota – gelegen in Westungarn, unweit des Balaton. Zusammengetragen hat es Oberstleutnant der Reserve Gyula Ungvari, der die Besucher gern auch selber durch sein Reich von Geschützen, Raketen und Geschossen aus vielen Jahrhunderten führt. Jeder, der will, kann kommen, denn das der ungarischen Volksarmee gehörende Museum ist öffentlich. Natürlich darf man auch nach Herzenslust fotografieren – wie es Oberstleutnant Volker Schubert für AR getan hat.

Ein Report von Hans-Dieter Bräuer

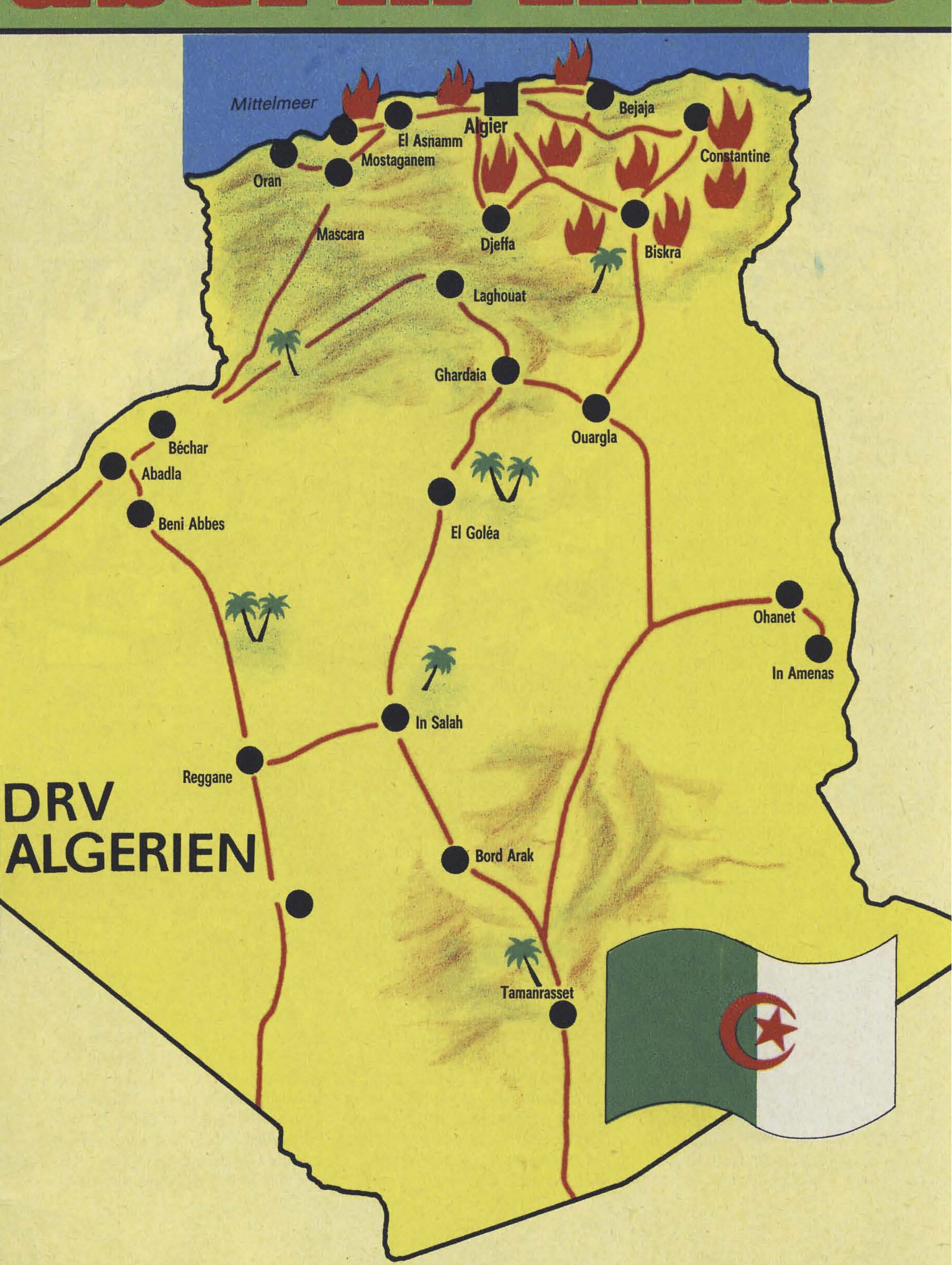


Vor 20 Jahren räumte Frankreich seinen letzten militärischen Stützpunkt in Algerien, die Marinebasis Mers al-Kebir. Die Flagge der algerischen Streitkräfte wurde gehißt. Damit war ein endgültiger Schlußstrich unter eine 130jährige Unterdrückung, eine Zeit voller Blut und Tränen gezogen, deren letztes Kapitel der Befreiungskrieg war.

Am 5. Juli 1966 erlebte Algier ein bewegendes Zeremoniell. Nach mehr als acht Jahrzehnten Ruhens in fremder Erde wurden die sterblichen Überreste eines der Großen des algerischen Freiheitskampfes in heimatlichen Boden gebettet. Abd al-Kadir war in das Land zurückgekehrt, das er von 1832 bis 1847 als Führer im antikolonialen Widerstandskampf verteidigt hatte. Nach seiner Niederlage sechs Jahre Gefangener der Franzosen und schließlich ins Exil getrieben, hatte der Reiterführer und Staatsmann bis zu seinem Tode 1883 in Damaskus ohnmächtig der Knechtung seiner Heimat zusehen müssen.

Als der von der grünweißen Nationalflagge mit dem roten Halbmond und dem roten Fünfzackstern bedeckte Sarg zur letzten Ruhestätte getragen wurde, erwiesen dem großen Toten nicht zuletzt diejenigen die letzte Ehre, die in seinem Geist mit der Waffe gekämpft und vier Jahre zuvor den Sieg errungen hatten. Das waren ehemalige Soldaten der Armée de Libération Nationale (ALN), der Nationalen Befreiungsarmee, angeführt vom damaligen, unterdes verstorbenen Staatspräsidenten Houari Boumediéne. In der Zeit des Befreiungskrieges war dieser Patriot Offizier und als Oberst Chef des Vereinigten Oberkommandos der ALN, im befreiten Algerien dessen erster Verteidigungsminister. Viele seiner Kampfgefährten aber, die gleich ihm Abd al-Kadir ehrten, trugen nun die Uniform der Armée Nationale Populaire (ANP), der Nationalen Volksarmee der Demokratischen Volksrepublik Algerien.

überm Atlas


Mittelmeer
Algier
Bejaja
El Asnamm
Mostaganem
Oran
Constantine
Mascara
Djeffa
Biskra
Laghouat
Ghardaia
Ouargla
Béchar
Abadla
Beni Abbes
El Goléa
Ohanet
In Amenas
In Salah
Reggane
DRV
ALGERIEN
Bord Arak
Tamanrasset







Das feierliche Defilee am Grab des Nationalhelden symbolisierte die großen Traditionen dieser Streitkräfte, die heute eine der modernsten, am besten ausgerüsteten Armeen Afrikas sind. Und die ANP ist im Volk verwurzelt, wie es die Kämpfer waren, die einst unter dem Befehl Abd al-Kadirs den französischen Eroberern hartnäckig Widerstand leisteten.

Dieser Widerstand des algerischen Volkes hatte schon an dem Tage begonnen, als die ersten im Auftrag der französischen Kolonialisten in Marsch gesetzten Soldaten algerischen Boden betraten. Die Landung erfolgte am 14. Juni 1830 auf der etwa zwanzig Kilometer westlich von Algier gelegenen Halbinsel Sidi Ferrush. Das Expeditionskorps, das vom Kriegsminister Graf de Bourmont höchstpersönlich kommandiert wurde, zählte 37 000 Soldaten und 27000 Matrosen einer Flotte, die nicht weniger als 11 Linienschiffe, 24 Fregatten, 7 Korvetten, 26 Brigantinen, 7 Dampfer und fast 400 Begleitschiffe umfaßte. Dieser Streitmacht stellten sich nicht nur die türkischen Truppen des unter der Oberhoheit der Hohen Pforte stehenden Beys von Algier entgegen, sondern auch Tausende von algerischen Stammeskriegern. Schlecht ausgerüstet, im Besitz von nur wenigen, meist uralten Kanonen, unterlagen die Verteidiger Algiers nach knapp einwöchiger Belagerung den mit moderner Artillerie operierenden Angreifern.

Doch bald sammelten sich Freiheitskämpfer zu ersten spontanen Aktionen. Am 21. November 1832 dann wählten Beduinenstämme den damals 24jährigen Abd al-Kadir zu ihrem Führer. Er, der ein Marabut war, ein von den Moslems als heilig Verehrter, versetzte mit seinen Reiterscharen den in die Regionen des Atlasgebirges vorstoßenden Franzosen so heftige Schläge, daß sie ihm bald die Souveränität über weite Teile Westalgeriens zugestehen mußten.

Gestützt auf seine religiöse und militärische Autorität, entwickelte sich Abd al-Kadir, der sich nun Emir nannte, zu einem bedeutenden Staatsmann. Von seiner Hauptstadt Mascara aus schuf er ein zentralisiertes Staatswesen, förderte den Handel und organisierte vor allem die Verteidigung. Dem Araberfürsten unterstand ein stehendes Heer von 10 000 Mann, das im Kriegsfall durch 50 000 Stammeskrieger verstärkt werden konnte.

Nur deshalb konnte der Emir einen Bruch des Vertrages durch die Franzosen mit einer Offensive beantworten. 1837 gehörte zum befreiten Gebiet auch Zentralalgerien bis fast vor die Tore Algiers. Erst 1840 gelang den Franzosen ein erneuter Vorstoß. Die Weigerung ostalgerischer Stammesführer, sich dem Oberbefehl Abd al-Kadirs zu unterstellen, entzweite und schwächte den Widerstand. Unter General Bugeaud verwüstete eine 100000 Mann starke französische Armee den Staat des Emirs. Der damals ausgesprochen barbarischen Kriegführung der fremden Eindringlinge wegen nannte Friedrich Engels Algerien

ein Land, das zum „Schauplatz endlosen Blutvergießens, des Raubes und der Gewalttaten" geworden sei. Als er das schrieb, war der erste große Widerstandskampf des algerischen Volkes bereits gescheitert und Abd al-Kadir, abgedrängt in die Sahara, zur Kapitulation gezwungen worden.

Aber die Waffen der Unterdrückten rosteten nicht. Der Widerstandswille hatte nur zeitweilig geschwächt, aber nicht gebrochen werden können. 1859 erhob sich der Stamm der Beni Snassen. 1864 zogen die Krieger der Oulad Sidi Sheikh in den Kampf gegen die Franzosen. Im März 1871 kam es unter der Führung der Gebrüder Mokrani, angesehener Würdenträger, zu einem Aufstand von mehr als einer Viertelmillion Bauern und Hirten, der erst im Januar 1872 niedergeschlagen wurde. 1881 empörten sich erneut die Oulad Sidi Sheikh.

Diese Kampftraditionen waren wieder lebendig, als am 1. November 1954 das algerische Volk zu seinem Befreiungskrieg antrat. Doch die Männer, die in den ersten Stunden dieses Tages in Algier und anderswo Kasernen der französischen Kolonialtruppen überfielen, Tanklager sprengten und Häuser französischer Großgrundbesitzer in Flammen aufgehen ließen – diese Untergrundkämpfer waren nicht nur von unbändigem Freiheitswillen geprägt, sondern durch die harte Schule jahrzehntelanger politischer Arbeit gegangen. Nicht wenige algerische Patrioten hatten in den Streitkräften der Antihitlerkoalition gegen die deutschen Faschisten gekämpft.

Die nach dem Beginn des Aufstands zum erstenmal mit einem Aufruf zum Volkskampf an die Öffentlichkeit getretene Front de Libération Nationale (FLN) repräsentierte das breite Bündnis aller für die nationale Unabhängigkeit eintretenden Kräfte. Dazu zählten nicht zuletzt Algeriens Kommunisten, die von 1925 an in einer besonderen Sektion der Französischen KP organisiert waren und 1936 ihre eigene Partei gegründet hatten.

Ungefähr 800 Männer waren es, die, organisiert in kleinen Gruppen, am ersten Novembertag 1954 zum erstenmal landesweit koordiniert zugeschlagen hatten. Von der westalgerischen Küstenstadt Mostaganem über Algier und dessen Hinterland, die Mitidja-Ebene, bis hin zu Städten weit im östlichen Landesinnern, Khenshela, Arris und Biskra zum Beispiel, reichte die Kette der Schauplätze der ersten Partisanenaktionen. Viele Kämpfer verfügten nur über in geheimen Werkstätten aus Konservendosen gefertigte Wurfgranaten und Sprengsätze. Deshalb vielleicht hatte eine der Kampfgruppen bereits eine Viertelstunde vor dem vereinbarten Aufstandsbeginn, noch am 31. Oktober 1954, zugeschlagen. Bei einem Überfall auf eine französische Kaserne in Boufarik, reichlich zwei Dutzend Kilometer südlich von Algier, erbeutete sie vier Maschinenpistolen und sechs Gewehre: eine Kostbarkeit für die kommenden Kämpfe.

Die ANL war den Kolonialtruppen auch zahlenmäßig weit unterlegen. Man hatte 50000 Soldaten zur Jagd auf nur etwa 2000 Partisanen angesetzt. Doch die waren im Volk verwurzelt. Den Moujahidun, denen, „die den heiligen Krieg führen", wie sich die uniformierten Kämpfer in den Welten des Landes nannten, und den Fidaiyun, denen „die sich selbst opfern" – den Stadtguilleros –, standen die Musabbilun zur Seite, jene Patrioten, „die sich gemeinnützigen Werken widmen". Die ALN war schon von der Struktur her überlegt organisiert worden. Ihre Einheiten waren gegliedert in Halbgruppen (5 Mann einschließlich eines Korporals als Führer), Gruppen (2 Halbgruppen mit einem Sergeanten als Kommandeur), Sektionen (3 von einem Obersergeanten geführte Gruppen), Kompanien (3 Sektionen, ein Leutnant und ein 4köpfiger Stab) und Bataillonen (3 Kompanien, ein Hauptmann oder Major nebst einem 19köpfigen Stab). An der Spitze des bewaffneten Kampfes in



einem Wilaya, also in einer Provinz, stand ein Oberst.

Trotz großer Verluste der ALN weitete sich der Aufstand schnell zum Volkskrieg aus. Am 29. August 1955, als über ganz Algerien das Kriegsrecht verhängt wurde, standen rund 6 000 ALN-Kämpfern mehr als 160 000 Kolonialsoldaten gegenüber. 1958 betrug das nominale Kräfteverhältnis 60 000 zu 450 000 Mann. Dennoch beherrschte die ALN zu dieser Zeit bereits weite Gebiete an der Küste, so um die Städte Tizi Ouzou und Philippeville (heute Skikda), und Bergregionen des Atlasgebirges wie die Hodnaberge und das Auresmassiv. Auch an die Sahara grenzende Bergländer, zum Beispiel das Ksourgebirge und der Djebel Amour, wurden von der Befreiungsbewegung kontrolliert. Schon 1956 war von der Kolonialadministration das ganze Land zur „Zone großer Unsicherheit" erklärt worden.

Doch der Sieg im Freiheitskampf lag noch in weiter Ferne. Operationen wie die sogenannte Schlacht um Algier im Jahre 1957, als die ALN, ermutigt durch die Erfolge auf dem Lande, den Kampf auch in die Städte tragen wollte, endeten mit Niederlagen. Die terroristische Kriegführung des berüchtigten Fallschirmjägergenerals Massu, aber auch die Überbetonung der Kampfmethode des Gegenterrors durch die hauptstädtischen Fidaiyun und die damit verbundene Vernachlässigung der massenpolitischen Arbeit forderten einen hohen Blutzoll und führten zu einer zeitweiligen Schwächung der Befreiungsbewegung. Auch die letzte große Offensive der unterdes auf 800000 Mann aufgestockten Kolonialarmee, im Februar 1959 unter dem Kommando des Fliegergenerals Challe gestartet, kostete bis zum darauffolgenden November mehr als 70 000 Moudjahidun das

Nationale Volksarmee Algeriens

Die Demokratische Volksrepublik Algerien mit ihren rund 24 Millionen Einwohnern unterhält eine Armee von 169000 Mann, davon 70000, die ihre zweijährige Wehrpflicht erfüllen. In den Landstreitkräften dienen insgesamt 150 000 Armeeangehörige. Diese Teilstreitkraft gliedert sich in 2 Panzer-, 5 mechanisierte, 9 motorisierte Infanteriebrigaden, eine Brigade von Fallschirmjägern mit Einzelkämpferausbildung und ein Reihe von Spezialeinheiten. Dazu zählen 4 selbständige Fallschirmjäger-, 5 Luftabwehr- und 4 Pionierbataillone sowie 12 speziell für den Einsatz in Wüstengebieten trainierte und ausgerüstete Kompanien. Die Zahl der Panzer beträgt 910, davon 390 der Typen T-54/55, 325 T-62 und 100 T-72. Dazu kommen 40 Schwimmpanzer PT-76 und 690 BMP-1-Schützenpanzerwagen. Die Artillerie zählt 780 Rohre aller Kaliber bis zu 122- und 152-Millimeter-Haubitzen. 100 Mörser ergänzen dieses Arsenal. Für die Panzerbekämpfung stehen Kanonen, rückstoßfreie Geschütze und Raketen zur Verfügung. Die Bewaffnung der Luftabwehr der Landstreitkräfte umfaßt 850 Geschütze und 65 Raketen sowjetischen Typs.

Die 7 000 Angehörige zählenden Seestreitkräfte, die ihre Stützpunkte in Algier, Annaba und Mers al-Kebir haben, besitzen 3 Fregatten, 3 Korvetten, 2 Unterseeboote, 12 Raketenschnellboote sowie Minenräumer, Transporter und Landungsschiffe. Der unter Marinekommando stehende Küstenschutz verfügt über rund 60 Einheiten.

Die Luftstreitkräfte mit ihren 12 000 Mann fliegen rund 350 Kampfflugzeuge fast ausschließlich sowjetischer Bauart. Darunter befinden sich moderne MiG-Typen. Zur Hubschrauberflotte zählen Maschinen sowjetischer, US-amerikanischer und französischer Typen. 45 davon sind Kampfhubschrauber. An Transportflugzeugen stehen sowjetische An-12, US-amerikanische Hercules sowie französische Mystère-Falcon und Caravelle zur Verfügung. Den Luftstreitkräften zugeordnet sind 3 Flakbrigaden und ein mit sowjetischen Boden-Luft-Raketen ausgerüstetes Regiment.







Leben. Manche Kommandeure der ALN hatten ihre Kämpfer in Kompanie- und Bataillonstärke in offene Feldschlachten geschickt, in denen sie schnell den Flugzeugen, Hubschraubern und Panzern der Franzosen zum Opfer gefallen waren. Erst die Rückkehr zur Partisanentaktik brachte damals die ALN wieder auf den Vormarsch.

Die Wiederherstellung ihrer Positionen im Jahre 1960 verlief parallel mit einem bedeutenden Aufschwung der internationalen Unterstützung für das kämpfende algerische Volk. Im Dezember des Jahres bekräftigte die UNO-Vollversammlung mit großer Mehrheit das Recht Algeriens auf Unabhängigkeit. Zur gleichen Zeit war die zwei Jahre zuvor gebildete Provisorische Regierung der Algerischen Republik von 21 Staaten anerkannt. Vor allem die Sowjetunion hatte sie seit langem sowohl politisch und moralisch als auch mit Lieferungen von Waffen, Nahrungsmitteln und Medikamenten unterstützt. In der DDR, deren Bürger 18 Millionen Mark für Algerien spendeten, fanden viele verwundete ALN-Kämpfer medizinische Betreuung und Heilung.

Die Befreiungsbewegung und ihre bewaffneten Kräfte verfügten über die strategische Initiative wie noch nie zuvor. Mitte 1961 wagten sich die Kolonialtruppen kaum noch aus ihren Stützpunkten heraus. Aber es bedurfte noch langwieriger politischer Verhandlungen, ehe die Kämpfer der ALN, die Soldaten des Volkes, in der Hauptstadt ihres Landes einziehen konnten. Am 5. Juli 1962 wurde Algerien unabhängig.

Der blutige Krieg für die Freiheit hatte das algerische Volk nach Schätzungen von Beobachtern zwischen 145 000 und 200 000 Opfern an Toten und Verwundeten gekostet. Die Verluste Frankreichs betrugen 85 000 Mann.

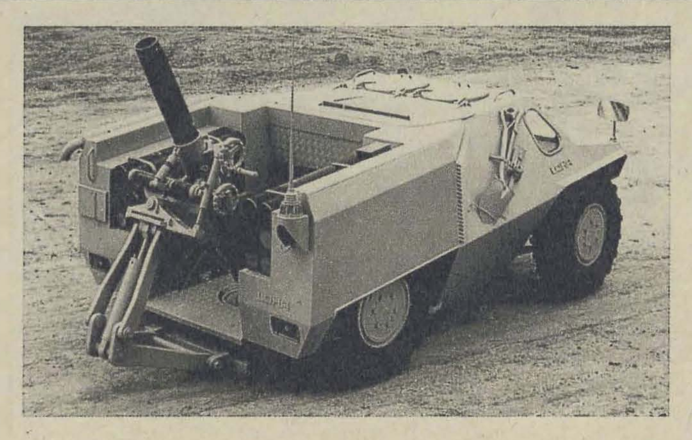
Unter den toten Helden Algeriens befanden sich viele jener Kämpfer, die das Feuer des bewaffneten Kampfes entfacht und die ersten militärischen Operationen geleitet hatten. Zu ihnen zählten Männer wie Mustafa Ben Boulaid, Yussuf Zirout, Larbi Ben M'Hidi und Mourad Didousch. Sie wurden wie der legendäre Wüstenfeldherr Abd al-Kadir zu Vorbildern der Soldaten der Nationalen Volksarmee Algeriens.

Diese Armee ist wie die vieler anderer ehemals kolonial unterdrückter Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas aus einer Partisanenbewegung hervorgegangen. Ihre ersten Kommandeure standen vor der komplizierten Aufgabe, in kurzer Zeit eine schlagkräftige reguläre Armee zu formieren und Teilstreitkräfte wie Fliegertruppen und Marine aufzustellen, für die es keine eigenen Traditionen gab. Doch die relativ straffe Struktur der Befreiungsarmee erleichterte das Beschreiten des neuen Weges ebenso wie auch die in der Zeit des Kampfes geborene Freundschaft mit den sozialistischen Ländern. Nicht von ungefähr ist die ANP heute vorwiegend mit sowjetischer Waffentechnik ausgestattet.

Es ist ein weiter Weg gewesen, den das algerische Volk zurücklegen mußte, bis es seine Freiheit erlangte. Und es war ein blutiger Weg. Als algerische Kämpfer nach dem Sieg in eine Todeszelle des Gefängnisses Barberousse kamen, in der viele ihrer Kameraden vor der Hinrichtung ihre letzten Stunden verbracht hatten, fanden sie eine erschütternde Inschrift. Ein Partisan namens Mohammed hatte sie im April 1957 in die Wand gekratzt. Sie lautet: „Der Baum der Freiheit wird mit Blut begossen." Heute stehen die Soldaten des freien Algerien, die Erben jenes Vermächtnisses, auf Wacht dafür, daß niemals mehr das Blut des Volkes fließt.

Fotos: ADN-ZB (3), Archiv (5)

Gepanzerter Granatwerfer RPX 40 M (Frankreich)



Taktisch-technische Daten

Leermasse	3,5 t
Gefechtsmasse	4,7 t
Länge	4,0 m
Breite	2,20 m
Höhe	1,73 m
Antrieb	1 Sechszylinder-Dieselmotor
Leistung	92,5 kW bei 4 800 U/min
Höchstgeschwindigkeit	
Straße	100 km/h
Gelände	50 km/h
Bodenfreiheit	0,30 m
Steigfähigkeit	60 %
Watfähigkeit	0,80 m
Grabenüberschreitfähigkeit	0,40 m
Wendekreisdurchmesser	12 m
Bewaffnung	1 Granatwerfer 120 mm
Seitenrichtbereich	10° nach beiden Seiten
Höhenrichtbereich	+45° bis +85°
Schußweite	13 km
Feuergeschwindigkeit	12 Schuß/min
Besatzung	4 Mann

Auf der Basis des gepanzerten Granatwerfers VPX 40 M (AR 6/88) entwickelten die französischen Firmen **Lohr und Thomson-Brandt Armements eine Radversion RPX 40 M. Alle Räder sind hydropneumatisch gefedert. Außerdem weist der** RPX 40 M Schräglenker an der Vorderachse und Längslenker an der Hinterachse auf. Zur Herstellung der Gefechtsbereitschaft wird das Fahrzeug grob auf das Ziel gerichtet. Durch Anheben der Hinterräder kommt das Fahrzeugheck auf **hydropneumatischen Stützen** zu sitzen, **mit denen die Waffe anschließend nach der Seite** und in der **Höhe gerichtet wird.**

Geländegängiger Lastkraftwagen 10 t ÖAF (Österreich)

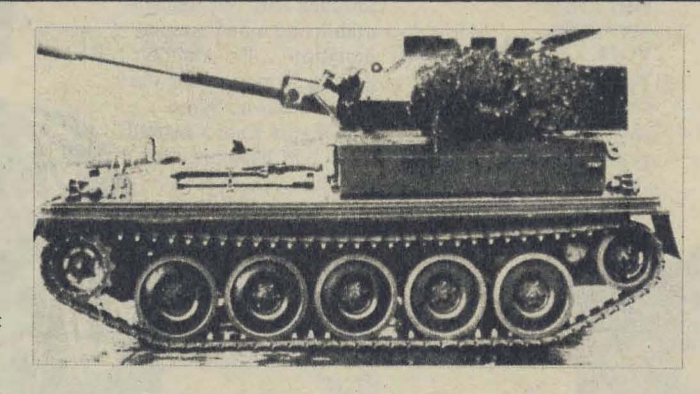


Taktisch-technische Daten:

Leermasse	11620 kg
Gesamtmasse max.	22000 kg
Länge	8425 mm
Breite	2500 mm
Höhe	3034 mm
Motorleistung	235 kW
Höchstgeschwindigkeit	82 km/h
Fahrbereich	700 km
Besatzung	3 + 18 Mann

Der geländegängige schwere Lastkraftwagen wird in der Österreichischen Automobil Fabrik gebaut. Er wird im österreichischen Bundesheer zum Transport von schwerem militärischen Gerät und zum Transport von Munition aller Art verwendet. Darüber hinaus dient der LKW als Zugmittel für die schwere Artillerie sowie bei der Fliegerabwehrtruppe. Dabei besteht die Möglichkeit, die Bedienungsmannschaft und die Munition auf einem Fahrzeug mit unterteiltem Laderaum zu befördern.

Aufklärungspanzer „Scimitar" (Großbritannien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	10 t
Länge	4,85 m
Breite	2,13 m
Höhe	2,10 m
Motorleistung	145 kW
Höchstgeschwindigkeit	87 km/h
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 30 mm 1 Koaxial-MG 7,62 mm je 4 Nebelwurfbecher seitlich an der Turmfront
Besatzung	3 Mann

Der Aufklärungspanzer „Scimitar" ist ein Kettenfahrzeug mit drehstabgefedertem Fünfrollenlaufwerk, dessen Antriebsrad sich vorn befindet. Eingeführt ist das Fahrzeug in der britischen und belgischen Armee in den Panzeraufklärungsbataillonen. Die Wannenfront fällt nach vorn steil ab, die Fahrerfront ist flach und stark abgeschrägt ausgelegt. Im hinteren Teil der Wanne ist ein achteckiger Turm aufgesetzt. Der Fahrer sitzt links vor dem Turm neben dem Motorraum. Ein Infrarot-Suchscheinwerfer ist rechts neben der Bordkanone an der Blende montiert.

Sturmgewehr FAMAS Frankreich



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	5,56 mm × 45
Masse o. Magazin	3,68 kg
m. Magazin	4,28 kg
Länge	760 mm
Lauflänge	488 mm
Dralllänge	305 mm
Visierlinie	315 mm
Theoret. Feuergeschwindigkeit	1 000 Schuß/min
Magazininhalt	25 Patronen

Das automatische Sturmgewehr FAMAS wurde als verzögerter Rückstoßlader von der Firma Manufacture Nationale d'Armes de Saint-Etienne (MAS) nach taktischen Forderungen des französischen Generalstabes entwickelt. Auffällig ist der ausgeprägte Tragegriff, der gleichzeitig als Schutz für den vorderen und hinteren Visierarm dient. Das Sturmgewehr befindet sich in der Serienfertigung und wurde im Juli 1979 erstmals an die französischen Streitkräfte ausgeliefert; diese sollen bis 1989 vollkommen auf das FAMAS umgerüstet sein.

„Der Zeppelin kommt!"

Ein Tatsachenbericht von Dr. Christian Heermann

„Mit lautem Hurra und gezogenem Säbel stürmten sie durchs überraschte französische Lauterbourg und zerstörten bei ihrem forschen Ritt Telegraphendrähte und eine Fernmeldestation ... Erst am folgenden Morgen wurde die kleine Schar im Schirlenhof zum Kampf gestellt. Zwei der Chasseurs, die sich auf ihn werfen

Graf von Zeppelin, gefeierter Ehrenbürger und Ehrendoktor

Graf von Zeppelin 1869 als württembergischer Hauptmann

Der 15jährige Ferdinand von Zeppelin

wollten, schoß der württembergische Offizier nieder, und die verfolgenden Feinde weit hinter sich lassend, jagte er in rasender Carrière dem Rhein zu.“ Das berichtete 1871 die „Illustrirte Kriegs-Chronik“ über die erste Aktion im deutsch-französischen Kriege, die den offiziellen Kampfhandlungen um eine Woche – am 24. und 25. Juli 1870 – vorausgegangen war. Als „Schirlenhofritt“ gelangte dieses Unternehmen, das „wichtige Nachrichten“ erbrachte, in die Geschichte jenes Krieges.
Anführer der elf Dragoner war der württembergische Hauptmann Ferdinand Graf von Zeppelin.

„Aber sie haben alles vertrunken und vertan ...“

Wer die mecklenburgische





Major Hans Groß

Kreisstadt Bützow auf der Landstraße in östlicher Richtung verläßt, entdeckt nach etwa vier Kilometern rechterhand einen Wegweiser: Zepelin 2 km. Dieses Dörfchen war – aktenkundig belegbar seit 1286 – für mehr als fünf Jahrhunderte Sitz einer Adelsherrschaft, die sich später Zeppelin schrieb. 1788 gab Ferdinand Ludwig von Zepelin das verschuldete Besitztum auf und stellte sich in die Dienste des Herzogs von Württemberg.

Sein Enkel, der vor 150 Jahren – am 8. Juli 1838 – in Konstanz am Bodensee geborene Ferdinand von Zeppelin, zeigte keinerlei Stolz auf die Vorfahren. Die ursprüngliche Heimat hat er nie besucht, und als er 1916 ein einziges Mal mit einem Luftschiff das Dörfchen Zepelin überflog, sagte er – peinlich berührt – zu den Umstehenden: „Das ganze Land da unten gehörte einst meinen Vorfahren. Aber diese Herren haben alles vertrunken und vertan."

Der junge Ferdinand von Zeppelin wurde zu körperlicher Arbeit und handwerklicher Tätigkeit angehalten. Schon als Kind konnte er vorzüglich tischlern. Politische Einflüsse zielten auf die Ablehnung alles Preußischen, ganz besonders des preußischen Drills. Später sollte ihm das noch mancherlei Schwierigkeiten bereiten.

Gern hätte er sich einem technischen oder naturwissenschaftlichen Beruf zugewandt, fügte sich aber dem väterlichen Wunsch und trat in eine Kadettenanstalt ein. 1858, nach seiner Ernennung zum Leutnant, ließ er sich beurlauben, um in Tübingen Maschinenbau und Chemie zu studieren. Doch schon nach einem Jahr wurde er im Zuge einer Mobilmachung gegen Frankreich zum Regiment zurückbeordert; sein Wunsch nach Einsatz im ingenieurtechnischen Dienst wurde respektiert.

1863 ließ Zeppelin sich erneut beurlauben, um am Bürgerkrieg in den USA auf der Seite der Nordstaaten teilzunehmen. Dort beeindruckten ihn Gespräche mit Präsident Abraham Lincoln, das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Offizieren und Truppe sowie die dort üblichen lässigen Umgangsformen – das ganze Gegenteil jener steifen Adelsmanieren und -traditionen, die er als lästig empfand. Mit der Nordstaatenkavallerie ritt er einige Attacken. Sein größtes Erlebnis aber brachte ihm der 18. August 1863, als er in einem Fesselballon zur Erkundung feindlicher Stellungen aufsteigen konnte.

Ein erster Luftschiffentwurf

Als Hauptmann im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 kam Ferdinand von Zeppelin zum zweiten Mal mit Ballons in Berührung, allerdings nur als Beobachter vom Boden aus: Als der Ring um Paris geschlossen war, wurden ab 23. September 1870 in der Stadt insgesamt 66 Ballons aufgelassen, um Passagiere und Nachrichten ins Hinterland zu bringen. Kein einziger fand jedoch den Rückweg in die belagerte Metropole, denn die Ballons waren ganz dem Einfluß des Windes ausgesetzt. Von da an befaßte sich Zeppelin mit Gedanken zu Antrieb und Steuerung, mit der Entwicklung des Ballons zum Luftschiff. Vorstellungen dazu gab es bereits seit 1784, als ein Preisausschreiben der Akademie zu Lyon 96 Projekte erbrachte. Sie stützten sich fast allesamt auf die viel zu schwache Muskelkraft. 1852 erprobte der Franzose Henry Giffard erstmals ein Luftschiff mit Dampfmaschinenantrieb und erreichte ganze 7 bis 11 km/h Eigengeschwindigkeit. Auch spätere Versuche mit Elektromotoren und Akkumulatoren erwiesen, daß solche Aggregate infolge ihrer zu großen Masse ungeeignet waren.

Generalpostmeister Heinrich von Stephan veröffentlichte 1874 seine Schrift „Weltpost und Luftschiffahrt". Anlaß für Zeppelin, einen ersten Luftschiffentwurf für zivile Passagierbeförderung zu skizzieren und die schon bekannten Projekte gründlich zu untersuchen. Aufmerksam verfolgte er beispielsweise die Aufstiege des Oberförsters Georg Baumgarten mit dem ersten lenkbaren deutschen Luftschiff 1879 in Grüna unweit des heutigen Karl-Marx-Stadt, dann die Flüge der Franzosen Renard und Krebs mit einem Elektroluftschiff 1884 über Paris und die ersten Versuche von Hermann Wölfert, den Daimlermotor für den Antrieb zu verwenden. 1887 erörterte Zeppelin in einer Denkschrift an den württembergischen König die Notwendigkeit eines deutschen Luftschiffbaues, fand jedoch keinerlei Verständnis.

Praktische Schritte konnte er zu jener Zeit nicht unternehmen, der Militärdienst und diplomatische Missionen im Auftrag des württembergischen Hofes boten dafür keinen Freiraum. Außerdem galt es, zahlreiche Kontroversen mit Vorgesetzten auszufechten: Zeppelin lehnte geistlosen Paradedrill ab und setzte sich für eine moderne, gefechtsbezogene Ausbildung der Soldaten ein. Er kritisierte das aristokratisch-dünkelhafte Verhalten und die Unfähigkeit der Offiziere in seiner Umgebung. Diese seine auf Erkenntnissen aus dem amerikanischen

Bürgerkrieg beruhende Haltung stieß auf eisige Abwehr. Ferdinand von Zeppelin schuf sich zahlreiche Feinde und mußte 1890 im Range eines Generalleutnants seinen Abschied nehmen.

Doch der Kaiser wollte nichts davon wissen

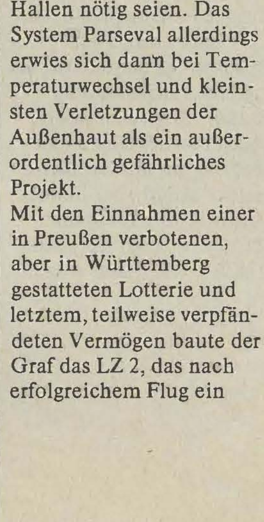
So unwillkommen war ihm das jedoch nicht, denn nunmehr konnte sich der 52jährige Graf ganz der Luftschiffahrt widmen. Für seine Pläne besaß er eigentlich alle Voraussetzungen: Zeppelin war technisch begabt, besaß Organisationstalent, einen eisernen Willen und nicht zuletzt ein beträchtliches Vermögen. Er war von der Realisierbarkeit seiner Pläne überzeugt, und ein besonderer Umstand kam ihm dabei zu Hilfe: 1886 wurde mit der großtechnischen Aluminiumproduktion begonnen. Binnen kurzer Zeit sank der Preis des Leichtmetalls von 100 Mark auf 2 Mark pro Kilogramm.
Zeppelin warb für seine Vorhaben, schrieb an zahlreiche Industrielle, an berühmte Ballonpiloten und selbst an Kaiser Wilhelm II.. Doch niemand wollte von den „verrückten und ungeheuerlichen Plänen" etwas wissen, eine kaiserliche Kommission lehnte sie 1894 als „undurchführbar" ab. Der Verein Deutscher Ingenieure kam zwei Jahre später zu einem günstigeren Urteil, worauf 1898 eine „Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" gegründet wurde. Zum Stammkapital von 800 000 Mark steuerte Zeppelin die reichliche Hälfte bei. In Manzell am Bodensee begann der Bau des ersten „Luftschiffes Zeppelin" LZ 1. Es war 128 m lang und hatte einen Durchmesser von 11,7 m. Auf 16 Gaszellen waren 11 300 m³ Wasserstoff verteilt. In jeder der beiden mit dem Aluminiumgerüst fest verbundenen Gondeln befand sich ein 16-PS-Daimlermotor.
Der erste Aufstieg am 2. Juli 1900 und die Fahrt mit einer Rekordgeschwindigkeit von 31 km/h erregten zwar großes Aufsehen, führten aber nicht zu dem von Zeppelin erhofften Durchbruch. Weil kein Profit in Aussicht stand, mußte sogar die Aktiengesellschaft liquidiert werden.

Karikatur aus dem „Kriegs-Album der Lustigen Blätter" (1914)



LZ 2 nach dem Erstflug am Boden zerstört

6 000 Bittbriefe Zeppelins an bekannte Persönlichkeiten erbrachten dann ganze 8 000 Mark, was nicht einmal die Unkosten dieser Aktion deckte. In einem Rundschreiben warnte der Generalstab sogar alle Offiziere vor finanzieller oder moralischer Unterstützung des Grafen – eine Intrige der im Kriegsministerium tätigen Majore Dr. August von Parseval und Hans Groß. Beide wollten ihre eigenen Projekte eines Pralluftschiffes beziehungsweise halbstarren Luftschiffes durchsetzen. Und sie agierten bereits für einen militärischen Einsatz: Das Pralluftschiff lasse sich zusammenlegen und auf kleinstem Raum zum Einsatzort transportieren, was auch für das von Groß vorgeschlagene Rahmengerüst zur unteren Versteifung gelte. Hingegen sei Zeppelins riesiges Starrluftschiff militärisch ungeeignet, weil zur Stationierung große Hallen nötig seien. Das System Parseval allerdings erwies sich dann bei Temperaturwechsel und kleinsten Verletzungen der Außenhaut als ein außerordentlich gefährliches Projekt.
Mit den Einnahmen einer in Preußen verbotenen, aber in Württemberg gestatteten Lotterie und letztem, teilweise verpfändeten Vermögen baute der Graf das LZ 2, das nach erfolgreichem Flug ein

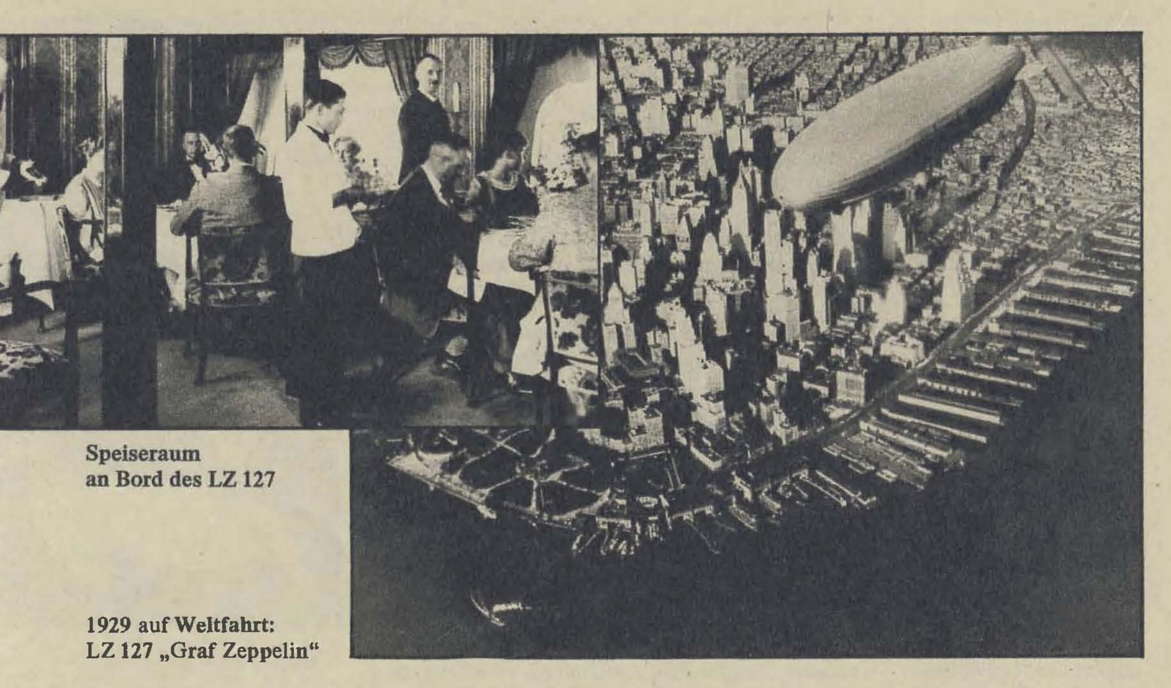




Major August von Parseval

Orkan am Boden zerstörte. Schließlich entstanden LZ 3 und LZ 4, die bereits zu Fernfahrten mit prominenten Gästen an Bord über Hunderte von Kilometern starteten und Zeppelin fast den Ruhm eines Nationalhelden einbrachten. Am 8. Juli 1908, seinem 70. Geburtstag, verliehen ihm etliche Städte die Ehrenbürgerschaft und Universitäten – unter ihnen die Leipziger – Ehrendoktorwürden.
Bald darauf, am 4. August, wollte eine Kommission aufgrund einer 24-Stunden-Fahrt des LZ 4 über die militärische Brauchbarkeit der Zeppelin-Luftschiffe entscheiden. Auf halbem Wege zwang ein Motorschaden das Luftschiff zur Notlandung in Echterdingen bei Stuttgart, wo es

„Der Zeppelin kommt!"



Speiseraum an Bord des LZ 127

1929 auf Weltfahrt: LZ 127 „Graf Zeppelin"

Stunden später ein Gewittersturm am Boden zerstörte.
Die enorm gewachsene Popularität des Grafen Zeppelin löste eine bis dahin unbekannte Kampagne aus: Einzelpersonen, Schulen und Vereine spendeten in kurzer Zeit fast sieben Millionen Mark. In Friedrichshafen wurde die „Luftschiff-Zeppelin GmbH" gegründet, die bis August 1914 insgesamt 25 Luftschiffe baute. Sieben davon übernahm die 1909 entstandene Deutsche Luftfahrtaktiengesellschaft Delag, das erste zivile Luftverkehrsunternehmen der Welt. Berlin-Johannisthal, Leipzig, Dresden, Potsdam, Gotha und weitere Städte gehörten zum ersten Luftverkehrsnetz. „Der Zeppelin kommt!" – dieser Ruf lockte immer wieder tausendköpfige Menschenmengen zu den Landeplätzen. Hochrufe und Tücherschwenken begleiteten Anflug wie Aufstieg der „Riesenzigarren". Bis zum August 1914 beförderte die Delag auf 1588 Fahrten unfallfrei 34 028 Personen und Luftpost. Auch sie war eine Idee Zeppelins.

Das Luftschiff als „Wunderwaffe" ...

Mit Ende des Jahres 1908 gingen zwölf der in Friedrichshafen gebauten Luftschiffe (Z I bis Z XII) in den Besitz des Heeres über, und drei (L 1 bis L 3) übernahm die Marine. Kaiser WilhelmII. kam zur ersten Übergabe persönlich an den Bodensee und bezeichnete Zeppelin, den er vorher einen „Verrückten" genannt hatte, als „größten Erfinder aller Zeiten". Der Graf wehrte noch bescheiden ab und verwies auf die Verdienste seiner Mitarbeiter Ludwig Dürr (1878– 1956) und Professor Hugo Hergesell (1858–1938), aber allmählich änderte er nunmehr doch seinen Sinn. Nach langen Jahren der Demütigung fand Zeppelin Anerkennung in höchsten Kreisen, seine Erfindung wurde zu einer „Wunderwaffe" hochstilisiert. Er glaubte schließlich selbst daran und erlag chauvinistischer Verblendung.
Der Kronprinz phantasierte von der „deutschen Vorherrschaft zur Luft", und eine Propagandaschrift fabulierte, daß durch „die herrliche Erfindung des Grafen Zeppelin" künftige Kampfhandlungen weitab vom Kaiserreich ausgetragen würden. Dutzende solcher Machwerke erkoren den Grafen zur Galionsfigur, und er ließ sich von solch nationalistischen Wogen tragen. 1912 träumte Generalstabschef Helmuth von Moltke: „Wir besitzen in den neuesten Zeppelin-Luftschiffen ein Kriegswerkzeug, das allen ähnlichen unserer Gegner weit überlegen ist. Seine beschleunigte Ausgestaltung als Kampfmittel wird uns instand setzen, bei Beginn des Krieges einen ersten und wirksamen Schlag zu tun." Zeppelin war es recht so. Seinen einst kühlen, klugen technischen Verstand überlagerten nun irreale Wunschbilder. Zwar erklärte er noch Ende 1914: „Dieser Krieg kommt mir gar nicht zupaß, wir hatten ganz andere Pläne. Wir wollten mit dem Luftschiff auf das Meer hinaus und einen Weltverkehr eröffnen ..." Doch dies war eine letzte Reminiszenz an seine früheren friedlichen Vorhaben. Denn fast gleichzeitig setzte er sich für Flächenbombardements britischer Städte ein. Einige Luftschiffe könnten, so kalkulierte er, bei einem Nachtangriff eine Großstadt zu beträchtlichen Teilen zerstören. Es waren völlig falsche Vorstellungen.

Leichte Beute für Jagdflugzeuge

In jenem Krieg beförderten alle Luftschiffe zusammengenommen etwa 340 Tonnen Bombenlast; die sechsfache Menge

wurde im Februar 1945 allein über Dresden abgeworfen. Der militärische Einsatz der Luftschiffe stand von Anbeginn im Zeichen von Abstürzen: Schon das erste Marineluftschiff L 1 strandete am 9. September 1913 vor Helgoland. Am 17. Oktober jenes Jahres fiel das L 2 über Berlin-Johannisthal einer Knallgasexplosion zum Opfer. Und immer kam fast die ganze Besatzung ums Leben. Es gab weitere Verluste und auch Warnungen; schon ein einziger Brandgeschoßtreffer konnte das wasserstoffgefüllte Luftschiff in einen explodierenden Knallgaskörper verwandeln.
Außerdem waren den Luftschiffen die Flugzeuge in vielen Belangen überlegen. Dennoch setzten kaiserliche Militärs mit Kriegsbeginn noch voll auf ihre „Wunderwaffe": Die Delag wurde aufgelöst; ihre Bestände gelangten ins Kriegsarsenal, und es begann ein hektisches Bauprogramm. Bis 1918 entstanden 90 neue „Zeppeline", aber kaum einmal waren mehr als 15 Stück einsatzbereit.
Sie starteten zu Aufklärungs- und Bombardierungsfahrten, schon bald aber nur noch in mondlosen Nächten. Für die bodengestützte Luftabwehr und die wendigen Jagdflugzeuge mit Brandraketen und Leuchtspurmunition wurden die großen, ziemlich schwerfälligen Luftschiffe eine leichte Beute. Mit den „Zepps", wie sie die Engländer nannten, konnte man wohl die Zivilbevölkerung beunruhigen und terrorisieren, aber keinen Krieg entscheiden.
Großadmiral Alfred von Tirpitz, der dem Luftschiff-Rüstungsprogramm Millionenbeträge beschafft hatte, kam zu der Einsicht, man solle „die Kindereien mit den Zeppelinluftschiffen bremsen". Andere Kreise hingegen – und Zeppelin selbst – meinten, nur größer müßten die Luftschiffe sein, um höher als die Flugzeuge aufsteigen zu können. Also wurden ab 1916 „Superzeppeline" mit 50 000 m³ Gasvolumen und Längen von 200 m und darüber gebaut. Sie blieben erfolglos wie ihre Vorgänger. Zerschmolzen waren alle Luftschiff-Illusionen, und die Vision von deutscher Luftüberlegenheit in diesem imperialistischen Krieg war ausgeträumt. Ein unrühmliches Ende, das Ferdinand Graf von Zeppelin nicht bis zur Neige auskosten mußte. Er starb am 8. März 1917.

Renaissance des Luftschiffs?

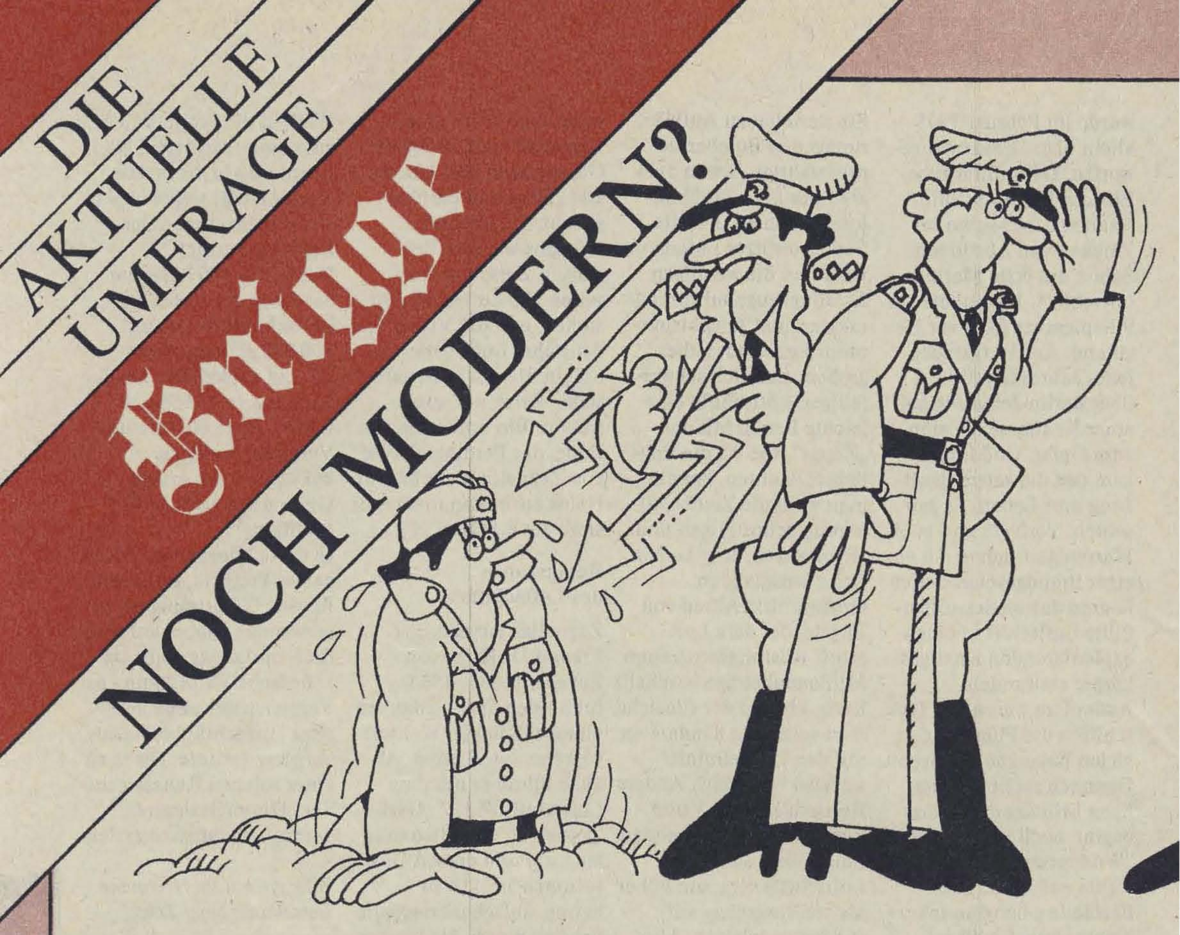
Zeppelins langjähriger Freund Dr. Hugo von Eckener (1868–1954) fühlte sich dem Gedanken eines friedlichen Weltluftverkehrs verpflichtet. Ab 1928 führte er mit dem Luftschiff LZ 127 „Graf Zeppelin", das 236,6 m lang war und dessen Gasvolumen 105 000 m³ betrug, aufsehenerregende Fahrten durch. Sie führten unter anderem ins Mittelmeergebiet, rund um die Welt, in die Sowjetunion, zum amerikanischen Kontinent und in die Arktis. Noch einmal riefen begeisterte Menschen: „Der Zeppelin kommt!"
Der 6. Mai 1937 brachte das Ende der Passagier-Luftschiffahrt: Das auf 200 000 m³ vergrößerte LZ 129 explodierte bei der Landung in Lakehurst (USA). Etwa 60 Tote und Verletzte waren zu beklagen – die ersten Opfer der zivilen Luftschiffahrt.
In zurückliegenden Jahren gab es Projekte, Luftschiffe für den Gütertransport zu verwenden, wobei auf eine drei- und sogar mehr als zehnfache Verbilligung im Vergleich zum Flugzeug- oder Hubschraubereinsatz verwiesen wurde. Ob es zu einer solchen Renaissance der „Himmelszigarren" kommt, bleibt abzuwarten.

Bild: Archiv Dr. Heermann
Gestaltung: Sepp Zeisz

„Der Zeppelin kommt!"



Nach Beschuß am 3. Mai 1916 an der norwegischen Küste gestrandet: das Marineluftschiff L 20



„Knigge?"

Einen Moment muß Soldat Frank Leistner überlegen. Dann jedoch kommt ihm die Erleuchtung: „Das kann doch wohl nicht wahr sein, so lange ist es her, daß der seine flotten Sprüche losgelassen hat. Über das sogenannte gute Benehmen, wenn ich richtig im Bilde bin, also wie man beispielsweise ›bei Tische‹ vornehm mit Messer und Gabel umgeht. Na, wenn das gemeint ist, würden ihm in unserem Soldatenspeisesaal manchmal die Haare zu Berge stehen!"

Ja, auch das ist gemeint. Vor allem aber er: Adolph Freiherr Knigge (1752 bis 1796) und sein Buch „Über den Umgang mit Menschen". Somit ist Franks Knigge-wissen bei weitem nicht komplett und reicht offenbar kaum über jene 25 Zentimeter hinaus, die Messer und Gabel auf einem gedeckten Tisch auseinander liegen. Der zu den Anhängern der französischen Revolution gehörende Schriftsteller hat sich übrigens selbst dagegen verwahrt, lediglich ein „Komplimentierbuch" geschrieben zu haben. Es ging ihm um die Menschen und ihre Beziehungen zur bzw. in der Gesellschaft.

Knigge, der das Adelsprädikat vor seinem Namen demonstrativ wegließ, war also ganz gewiß kein bloßer Anstandswauwau, kein Messer-und-Gabel-Prediger. Aber mit Gewißheit ein mutiger, dem Fortschritt verpflichteter Mann seiner Zeit, der für Menschenwürde, für gegenseitige Achtung und Rücksichtnahme eintrat. Der dafür plädierte, ehrlich und bescheiden, gewissenhaft und freundlich und – natürlich – auch höflich zu sein und dementsprechend miteinander umzugehen. Ist unsere heutige sozialistische Gesellschaft im Grunde nicht das beste Fundament, der ergiebigste Nährboden dafür? Mir scheint, es liegt an uns selbst, wie wir all dies handhaben und miteinander klarkommen. Auch in der Armee.

Nun denn: Fragen wir mal herum, wie es um den Umgang bestellt ist – zwischen Vorgesetzten und Unterstellten, zwischen den Soldaten in den militärischen Kollektiven, welche Rolle Anstand und gute Sitten im Soldatenalltag spielen.

„Der Ton macht die Musik", oder „Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es heraus" – geflügelte Worte, die einem dabei sofort in den Sinn kommen und die auch unseren Befragten über die Lippen flossen. Aber es kam zugleich zum Ausdruck, daß in der Armee über das Tun und Lassen des einzelnen sowie der kleinen und größeren Kollektive nicht in erster Linie persönliche Vorstellungen und Interessen oder demokratische Diskussion und Abstimmung entscheiden können, sondern der klare, eindeutige Befehl, es also gar nicht so einfach ist, immer das richtige Maß an Höflichkeit und freundlichem Ton einfließen zu lassen.

Ein gestandener Armee-Mann, Feldwebel d.R. Jens-Hendrik Hahn, ist aus Erfahrung heraus überzeugt: „Befehlston muß sein, klar und zielgerichtet, ohne Schmus. Armee ist nun mal Armee, und Befehle gehören für mich zur militärischen Erziehung."



Soldat Steffen Thiel schließt daraus: „Befehl und Höflichkeit sind nicht unter einen Hut zu bringen." Und Soldat Andreas Pikkert fügt hinzu: „In der Gefechtsausbildung zählt jede Sekunde, muß jeder Handgriff sitzen. Also ist Schnelligkeit gefragt, geht es um knappe und deutliche Kommandos, die so laut sein müssen, daß jeder sie hört und versteht und ohne Mißverständnisse exakt ausführen kann."

Wer will dem widersprechen? Der Befehl, das Kommando: beide erlauben nun mal keine höfliche Umschreibung – etwa „Würden Sie so freundlich sein ..." Es muß knapp formuliert und unmißverständlich ausgesprochen werden, was zu tun ist. Das hat nichts mit Unhöflichkeit zu tun und wird auch so akzeptiert. Indes, ein sich ansonsten im Ton vergreifender, ungerechter, die Lautstärke in zu hohe Phonbereiche treibender Vorgesetzter findet zu Recht keine Resonanz bei seinen Unterstellten. Soldat Dirk Rogowski: „Wer schreit, denkt nicht und verliert an Autorität." Soldat Harald Schulz: „Wenn der Vorgesetzte vor der Truppe schreit, macht er sich lächerlich. Und außerdem, ich schreie ihn ja auch nicht an." Zur rechten Zeit am rechten Ort das rechte Wort – so möchte ich darauf meinen Vers machen. Und ich möchte erinnern, an Adolph Freiherr Knigge natürlich: „Setze dich in Gedanken oft an andrer Leute Stelle und frage dich selbst: ‚Wie würde es dir unter denselben Umständen gefallen, wenn man dir dies zumutete, gegen dich also handelte?'"

„Wir alle sitzen doch im selben Boot", sagt Stabsfähnrich Werner Hintze, „haben eine gemeinsame Aufgabe. Wenn wir sie ordentlich bewältigen wollen, müssen wir miteinander und nicht gegeneinander handeln, an einem Strang ziehen. Und was unseren Umgang betrifft gewissermaßen auf der gleichen Wellenlänge senden und empfangen."

Genau das ist es. Doch das (Armee-)Leben ist nun mal nicht immer so. Wo rund um die Uhr Menschen – oft auf sehr engem Raum – zusammenleben, wo ständig im Sinne der Sache hohe Forderungen gestellt werden müssen, bleiben ganz einfach Reibungen, Probleme untereinander nicht aus. Und es gibt ja schließlich, wie Oberleutnant Frank Milius, FDJ-Sekretär in seiner Einheit, treffend bemerkt, „überall solche und solche", wobei er „Vorgesetzte durchaus nicht ausschließen" will. Umso wichtiger für ihn, „das Vertrauen der Jungs zu haben, ohne das sowieso kein Blumentopf zu gewinnen ist".

Zum gegenseitigen Umgang gehören immer mindestens zwei, von denen jeder das Seine dazu beisteuern muß. Auch wenn die Ausgangsposition in der Armee unterschiedlich ist: hier der Vorgesetzte, da der Unterstellte. Wie also Vertrauen gewinnen?

Die Soldaten sagen's, worauf es ihnen ankommt: „Der Vorgesetzte muß Autorität besitzen, die aber nicht aus Äußerlichkeit, aus dem höheren Dienstgrad allein kommen kann, sondern sich auf Wissen und Können, auf militärische Exaktheit und Souveränität stützt", meint Soldat Steffen Thiel. Für Soldat

Tobias Krauß ist es besonders wichtig, daß seine eigenen „Anstrengungen geachtet und anerkannt" werden. „Dann gehe ich mit viel mehr Freude und Elan an meine Aufgaben heran." „Anerkennung, daß muß durchaus nicht immer eine offizielle Belobigung sein", pflichtet ihnen Gefreiter Olaf Horstmann bei, „etwa ein ‚Dank vor der Front' oder ein paar Tage Sonderurlaub – obwohl das natürlich die absolute Spitze ist. Auch ein einfaches ‚Dankeschön', ein ‚Gut gemacht' oder ein aufmunterndes Schulterklopfen tut der Seele gut." Soldat Randolph Schmidt ergänzt, daß nicht bloß die Besten gelobt werden sollten, denn „Soldaten mit schwächeren Leistungen strengen sich manchmal mehr an, als die, denen alles nur so zufällt." Einen interessanten Gedanken bringt Unteroffizier Alexander Knispel in die Debatte: „Für mich ist es ganz wichtig, sich offen und ungeschminkt die Meinung zu sagen, auch wenn sie dem anderen im Moment nicht schmeckt. Das hat nichts mit Meckern oder Nörgeln zu tun, sondern mit Vertrauen – wenn es durchdacht und ehrlich ist. Der Vorgesetzte muß sich das durchaus auch mal gefallen lassen." Der Unteroffizier Andreas Keitler fügt zusammenfassend hinzu: „Jeder wird bestimmt schon die Erfahrung gemacht haben, daß der Dienst in einer Atmosphäre der Achtung und des Vertrauens leichter ist."

Solche Erfahrungen schließen allerdings das negative Beispiel nicht aus. Soldat Christoph Kasten hat „die Erfahrung gemacht, daß Sachlichkeit für manche Vorgesetzte ein Fremdwort ist." Er jedenfalls hat „mehr die lauten Typen" kennengelernt, während Soldat Stephan Große einsichtvoll dem Vorgesetzten auch zugesteht, daß er „mal laut und deutlich wird, wenn die Disziplin nachläßt."

Gefreiter Mario Zein wiederum „möchte beispielsweise mal erleben, daß sich ein Kompaniechef oder anderer Vorgesetzter mit den Soldaten über die Sturmbahn begibt. Meist stehen sie ja nur abseits, und wenn man die Norm nicht erfüllt hat, wird genörgelt." Ein wenig bremsen möchte ich da den Mario schon. Ein Kompaniechef hat sicher nicht die Aufgabe, alle Ausbildungselemente mit seinen Soldaten gemeinsam zu absolvieren, doch schlecht wäre es nicht, gelegentlich etwas vorzuexerzieren. Bei Oberstleutnant Peter Krafft, Kommandeur eines Aufklärungstruppenteils, habe ich das selbst miterlebt: 20 Klimmzüge machte er auf Anhieb vor. Da wollte keiner der etwa zwanzig Jahre jüngeren Soldaten zurückbleiben. Und da der Oberstleutnant zudem seit Jahren seinen Truppenteil bei den ASV-Fernwettkämpfen vertritt, zollt man ihm höchste Achtung. Es gibt eben, wie gesagt, solche und solche.

„Unser Zugführer, Leutnant Scheller, kommt auch mal auf's Zimmer, interessiert sich für unsere Probleme und vor allem – er kann zuhören", weiß Soldat Lutz Knauer zu berichten. Des Lobes voll über seinen Kompaniechef, Hauptmann Hildebrandt, ist Gefreiter Schubert: „Er ist korrekt, besitzt ein gutes Fachwissen und hat ein sehr gutes Verhältnis zu

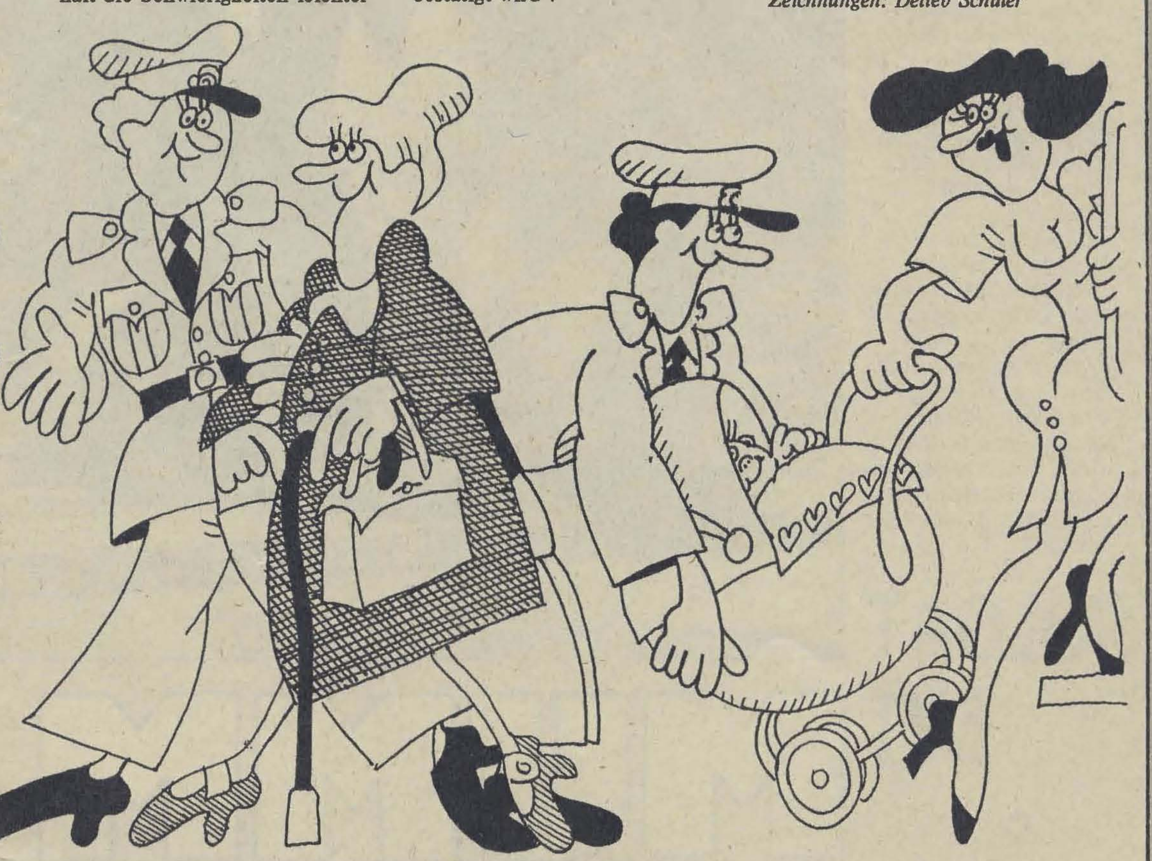


den Soldaten. Er praktiziert schon seit Jahren mit Erfolg ‚Knigge militärisch'. So stelle ich mir den Vorgesetzten vor."

Und wie ist es um den Umgang der Soldaten untereinander bestellt? „Rauh, aber herzlich", meinten viele, „eher rauh als herzlich", wieder andere. Zu den Rauheiten gehört sicher, was Soldat Dirk Rogowski von seinem Kollektiv sagt: „Oft lassen wir uns von Launen treiben. Nach hohen Belastungen wird ein Prügelknabe gesucht, an dem man sich abreagiert. Man will möglichst ‚cool' wirken, auf Kosten eines anderen." Nicht die feine Art. Gefreiter Andreas Müller ist zwar „nicht gerade für übertriebene Höflichkeit unter uns", aber er gesteht auch selbstkritisch, daß sich bei ihnen „eine primitive Soldatensprache ausgeprägt hat, die mit Knigge nicht mehr viel zu tun hat." „Aber", hält da gleich Soldat Harald Schulz dagegen, „ohne saubere Umgangsformen kann aus den Soldaten keine richtige Truppe werden, die mit ihrem Zusammenhalt die Schwierigkeiten leichter bewältigt." Unterstützt wird er in seiner Meinung von dem Gefreiten Dietmar Wiesner, dem es gar nicht gefällt, „wenn sich die Genossen schon morgens beim Aufstehen belegen, weil dann der Tag schon so gut wie gelaufen ist". Ralph Priem ist es wichtig, „Freunde neben sich zu haben, mit denen man mal über seine Probleme reden kann". Und Soldat Sven Angermann berichtet: „Bei mir in der Gruppe spüre ich ganz deutlich, wie sehr ein freundliches Wort, eine entgegenkommende Geste nach anstrengender Ausbildung das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt." Aber gerade darum geht es doch wohl. Jedenfalls meinte dies auch Generaloberst Horst Brünner, Stellvertreter des Ministers und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, als er unsere Entschlossenheit betonte, überall eine Atmosphäre zu schaffen, „in der sich jeder wohl fühlt, Achtung und Wertschätzung für vollbrachte Leistungen erfährt, in der sein Gefühl für persönliche Würde und soziale Gerechtigkeit bestätigt wird".

All dies deckt sich durchaus mit dem, was Adolph Freiherr Knigge erstrebte. Folglich ist er, ist sein Buch „Über den Umgang mit Menschen" keineswegs unmodern. Eher ist wohl mancher von uns noch nicht immer ganz modern, also zeitgemäß, was seine Haltung und sein Verhalten zum Genossen auf der Stube, im militärischen Kollektiv, in anderer Dienststellung – höher oder niedriger – betrifft. Vielleicht ist diese Umfrage Anlaß, einmal drüber nachzudenken. Wenn ja, so liegt dies übrigens auch ganz im Kniggeschen Sinne. Schließlich war er es, der den Rat gab: „Gehe von niemand und laß niemand von dir, ohne ihm etwas Lehrreiches oder etwas Verbindliches gesagt und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber beides auf eine Art, die ihm wohltue, seine Bescheidenheit nicht empöre und nicht studiert scheine, daß er die Stunde nicht verloren zu haben glaube, die er bei dir zugebracht hat."

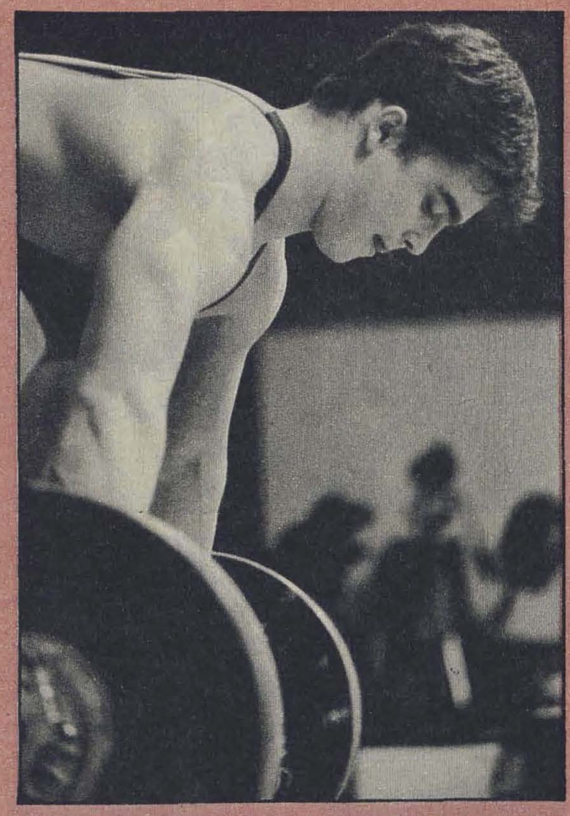
Text: Günther Wirth.
Mitarbeit: Beate Grassal
und Major Kästner
Zeichnungen: Detlev Schüler

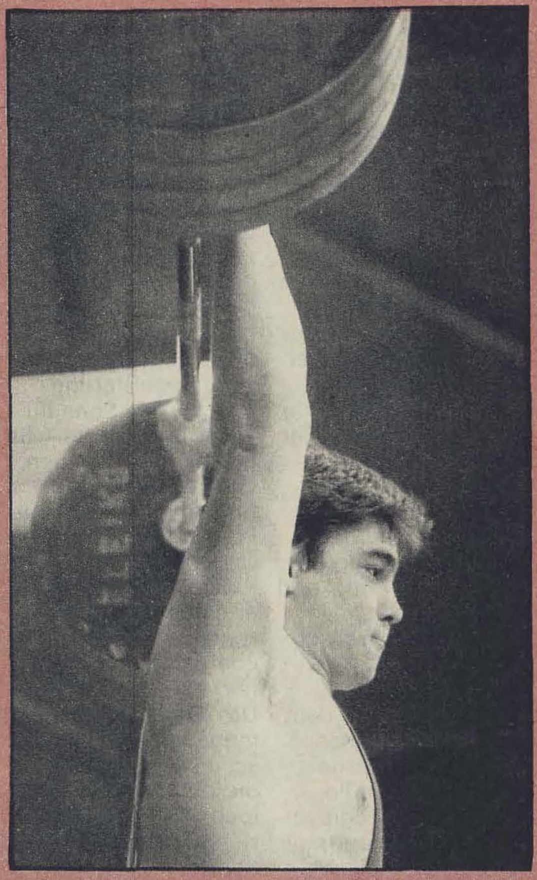


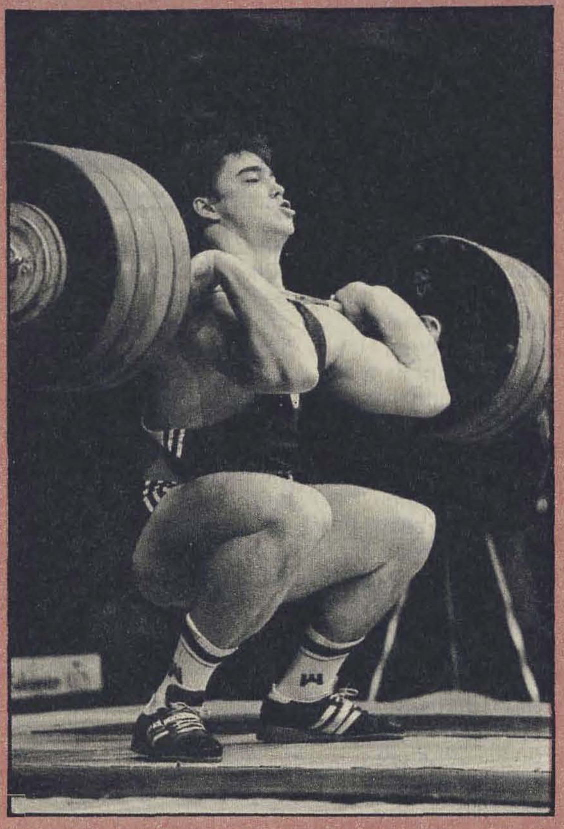
Diese Geschichte verdient eine Vorbemerkung.
Im Mai-Heft der „Armeerundschau" von 1982 hatte ich über den ehemaligen Müller und heutigen Offizier Günther Weller berichtet, der einst zentnerschwere Säcke hob und nun ein starkes ASV-Gewichtheberzentrum in Marxwalde dirigierte. In jenem Beitrag, „Major mit Mumm" betitelt, spielte der damals zwölfjährige Sohn Ronny noch eine Nebenrolle. Ein Tagebuch, das mir der Vater zeigte, klappte ich schnell wieder zu, weil mir die Zukunftsgewichte seines Sprößlings mehr als Wunschträume vorkamen. Und so formulierte ich in jener „Mumm"geschichte lediglich: „Seine Zukunftspläne hat er schon skizziert, natürlich nur für sich. Danach – weiter wird nichts verraten – möchte er 1988 im 1. Schwergewicht (bis 100 kg Körpergewicht) schon Hanteln mit Weltklasselasten zur Hochstrecke bringen. Viel Glück, Ronny!"
Ich ahnte natürlich nicht, daß es in der AR zu einer Fortsetzungsgeschichte kommen würde ...



SOLDAT MIT MUMM







Der bemerkenswerte Weg des RONNY WELLER

skizziert von Klaus Weidt

„Vati, wann könnte ich Olympiasieger werden?"

Diese Frage des elfjährigen Sohnes, am letzten Julitag des Jahres 1980 in einem Zingster Strandkorb gestellt, überraschte und erfreute den Vater gleichermaßen. In der zurückliegenden Woche hatte die Weller-Familie selbst bei herrlichstem Strandwetter vor dem mitgebrachten Junost-Kofferfernseher im Ferienheim gehockt und mit atemloser Spannung vor allem die olympischen Gewichtheberkämpfe von Moskau-Ismailowo

verfolgt. Als der superschwere Sultan Rachmanow, begeistert von seinen Landsleuten angefeuert, mit seinem Sieg einen glanzvollen Schlußpunkt setzte, war der sonst so zurückhaltende Ronny nicht mehr zu halten. Die Gewichtheberbegeisterung erfaßte auch ihn über zweitausend Kilometer Entfernung hinweg. Eine Nacht behielt er seine geheimsten Gedanken noch für sich, dann stellte er dem Vater jene Frage.

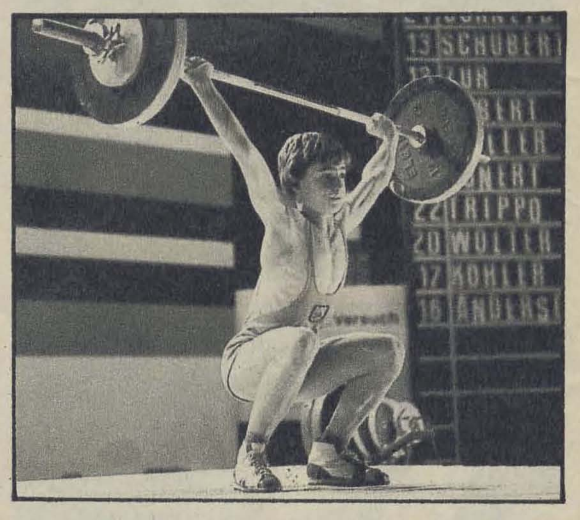
Günther Weller, Fachmann genug, nahm einen Zettel und bekritzelte ihn mit Zahlen. „Theoretisch wäre das im Jahr 1988", überlegte er laut, prophezeite dem dann 19 Jahre alten Filius ein Körpergewicht von 100 Kilogramm und prognostizierte als Leistungssoll für den Olympiasieg 460 Kilogramm. „Ich meinte, daß man zur Superschwergewichtslast von Rachmanow acht Jahre später noch zwanzig Kilo zulegen müßte", sagte er später. Vielleicht versteht man nun, daß ich das diese Zahlen enthaltende Wellersche Tagebuch damals kopfschüttelnd beiseiteschob.

***

Bis zu diesem 31. Juli 1980 waren die sportlichen Wege des Ronny Weller noch keineswegs markiert gewesen. Auch wenn er bereits im Kinderwagen in die Gewichtheberhalle geschoben und ständig irgendwie mit den Hanteln konfrontiert wurde – entschieden hatte er sich nicht so schnell. Es spricht für den Vater, daß er, obwohl er im Gewichtheber„neuland" Marxwalde diesen Sport mit riesiger Begeisterung pflügte, den Sohn für vieles begeisterte – für Fußball, Schwimmen, Leichtathletik; ja, er fuhr sogar mit ihm zur Pritzhagener Touristikstation, wo Ronny das Reiten erlernte. „Daß er dabei ein paarmal runterfiel, störte ihn überhaupt nicht", erinnert sich Vater Weller. Um das Ausdauervermögen des Kleinen zu schulen, kam er auf diese nicht alltägliche Idee: Als Sechsjährigen ließ er Ronny bei den ASV-Crosslauf-Fernwettkämpfen starten – in der Altersklasse V, also bei den über Fünfundfünfzigjährigen.

Und immer waren da ein bißchen die Hoffnung und der Gedanke im Hinterkopf, daß sich der Ronny einmal für die Hanteln begeistern würde. Aber dem hatte es vorerst vor allem der runde Lederball angetan. Als „Torschütze vom Dienst" machte er sich unter den Marxwalder Schüler-Fußballern einen Namen. Bis ihn eben jene olympischen Hantelkämpfe am Bildschirm in Zingst so faszinierten,



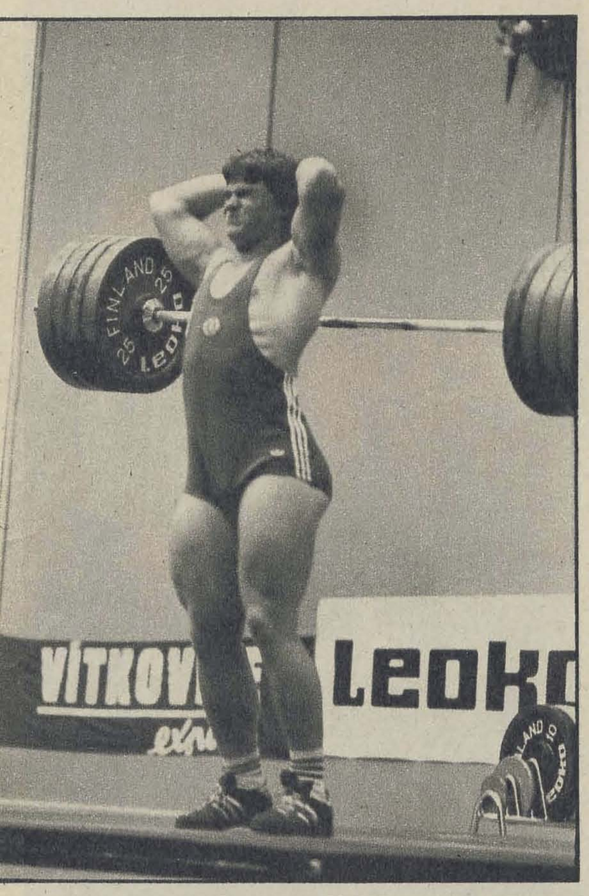


daß die sportliche Richtung klar war.

***

Noch vor seinem ersten richtigen Hantelwettkampf kam es zu einem anderen interessanten Duell. Im Marxwalder Klubhaus war der Rundfunk mit seiner Sendung „Sieben bis zehn – Sonntagmorgen in Spreeathen" zu Gast. Einen ungewöhnlichen Zweikampf hatte man sich dabei einfallen lassen: Hält Schlagersänger Hans-Jürgen Beyer länger einen Ton als der kleine Weller eine in die Höhe gestoßene 30-kg-Hantel? Als der bekannte Sänger nach dreiundvierzig Sekunden mit seiner Stimme am Ende war, stand der unbekannte Nachwuchsheber noch eine Minute lang mit dem Gewicht über dem Kopf. „Ich mußte ihm erst das Zeichen zum Absetzen geben, sonst hätte er wohl noch eine Weile auf der Bühne gestanden", schmunzelt heute der Vater.

Ein Jahr später, 1981,



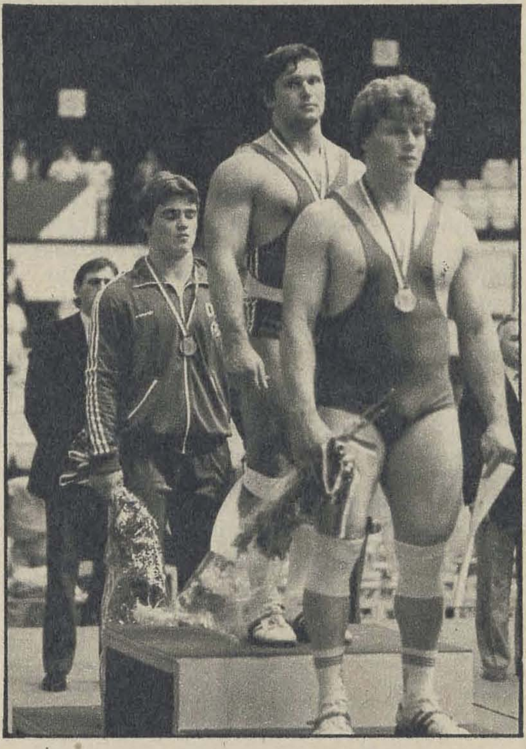
war Ronny bereits in der Lage, technisch sauber 50 Kilo zu reißen ...

***

Turn- und Sportfeste haben in Ronnys Leben eine gewichtige Rolle gespielt. Am Eröffnungstag des „Fünften" 1969 erblickte er das Licht der Welt. Sein Vater erhielt davon in Leipzig telegrafisch Kenntnis – er befand sich im Sportschaulager der DHfK-Studenten. Zum nächsten Leipziger Fest, 1977, wurde der Achtjährige bereits mitgenommen. In der Messehalle 18 stemmten die Spartakiadekämpfer von früh bis abends ihre Hanteln. Günther Weller betreute einen Marxwalder Schützling; Sohn Ronny saß derweil stundenlang auf einer Zuschauerbank, fasziniert und mit blanken Augen.

Sechs Jahre darauf, beim VII. Turn- und Sportfest, stand er bereits selbst auf der Spartakiadebühne. Im Federgewicht ließ der inzwischen Vierzehnjährige der gesamten Konkurrenz keine Chance. Und die goldene Spartakiademedaille reiste mit ihm nach Marxwalde.

Das Jahr 1983 war für Ronny Weller auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll gewesen. Noch vor seinem Leipziger Triumph hatte er in Bützow den populären Titel eines „Stärksten Pioniers" der DDR errungen. Seit Jahren spielte dieser Wettbewerb bei den Wellers und den Marxwalder Schülern eine bedeutsame Rolle, zahlreiche Hebertalente konnten durch ihn entdeckt werden. Natürlich wollte Ronny auch hier der Stärkste unter den Starken werden. Für 93 Liegestütze, 2,67 Meter im Schlußweitsprung und 15,80 Meter im Medizinballschocken (mit beiden Händen rückwärts über den Kopf) erhielt er das „Silberne Rundgewicht". Am Abend zeigte Vater Weller vor Freude allen Gästen den alten Krafttrick: Er setzte einen schwergewichtigen Bildreporter auf einen Stuhl, den er dann mit nur einer Hand auf den Tisch hievte.



So begann es im Marxwalder Trainingszentrum: der kleine Ronny mit väterlicher Unterstützung (links, oben). Als Vierzehnjähriger auf der Leipziger Heberbühne Spartakiadesieger (links). Obwohl hier die 230 Kilo noch fielen, konnte sich Ronny Weller über die WM-Bronzemedaille in dieser Disziplin freuen (oben und rechts).

Am 1. September 1983 wechselte Ronny Weller das Marxwalder ASV-Trikot gegen eins des ASK Frankfurt (Oder). Die Farben blieben gleich: rot-gelb.

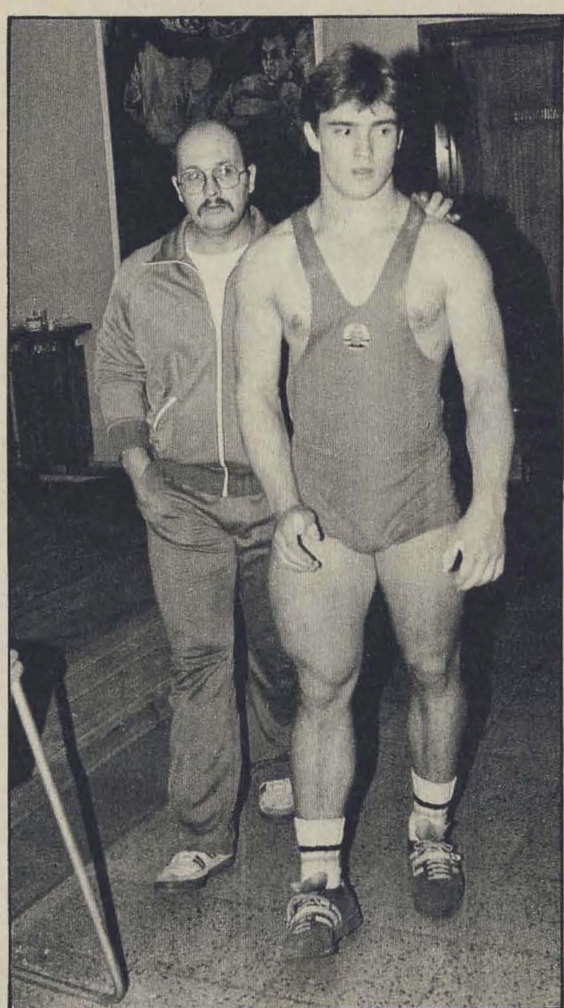
***

Zum Armeesportklub an der Oder kam Ronny also mit den besten Empfehlungen, und unter der Anleitung erfahrener Trainer vollzog sich hier ein beinahe „unaufhaltsamer Aufstieg". Erst trainierte er beim einstigen Vizeeuropameister Detlef Blasche, seit 1985 dann beim ASK-Spitzentrainer Peter Käks, der in den siebziger Jahren als Schwergewichtler von sich reden gemacht hatte. Die Kilosteigerungsraten waren enorm und ließen einen erfahrenen Mann wie Chefverbandstrainer Harry Roewer sogar ins Schwärmen kommen: „Ein Talent, das es nicht alle Jahrzehnte gibt." Und: „Ein junger Mann, der sich voll und ganz seiner Aufgabe widmet, sich durch nichts ablenken läßt."

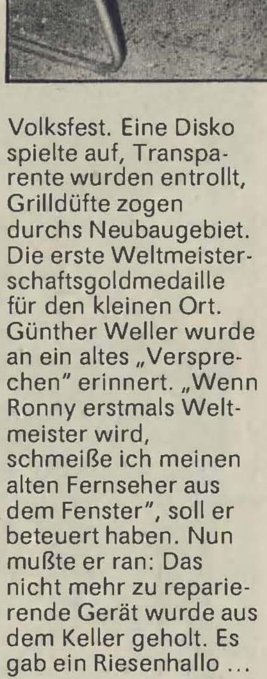
Lastenverbesserungen von vierzig Kilogramm und mehr waren an der „Jahresordnung". Ronnys Körpergewicht nahm in den vom Vater vorausgesehenen Kategorien zu. Aus dem Leichtgewicht von Ende 1983 wurde ein Schwergewicht. Zu Hause an den Wochenenden hatte Mutter Christine Weller zu tun, den Hunger ihres Großen zu stillen, aber sie tat es gern: Zehn Ragout fins verspeiste er dann am liebsten ...

Spätestens hier muß ich von einer Wette berichten. Am Abend vor einem Wettkampf im Oktober 1986 plauderten wir über dies und das, und natürlich kamen wir dabei auch bald auf das Thema Ronny. „Juniorenweltmeister wird er im nächsten Jahr", sagte Günther Weller mit Bestimmheit, „und 400 Kilo im Zweikampf schafft er dann." Da schüttelte ich nur den Kopf: „Bei allem Optimismus, das ist noch zu früh." Und hielt dagegen – drei Flaschen Sekt.

***



Die drei Sektflaschen habe ich längst eingelöst. Tatsächlich machte Ronny seines Vaters Prophezeiung wahr. Mit 400 Kilogramm im 1. Schwergewicht – eine Last, über die sich eigentlich schon Superschwergewichtler zu freuen beginnen – eroberte er den Titel des Juniorenweltmeisters. Da war er noch keine achtzehn Jahre alt. Der Empfang im heimatliche Marxwalde war überschäumend. Über 200 Kinder, Jugendliche und Erwachsene bereiteten ihrem Champion ein glanzvolles Willkommen. Es war fast ein kleines

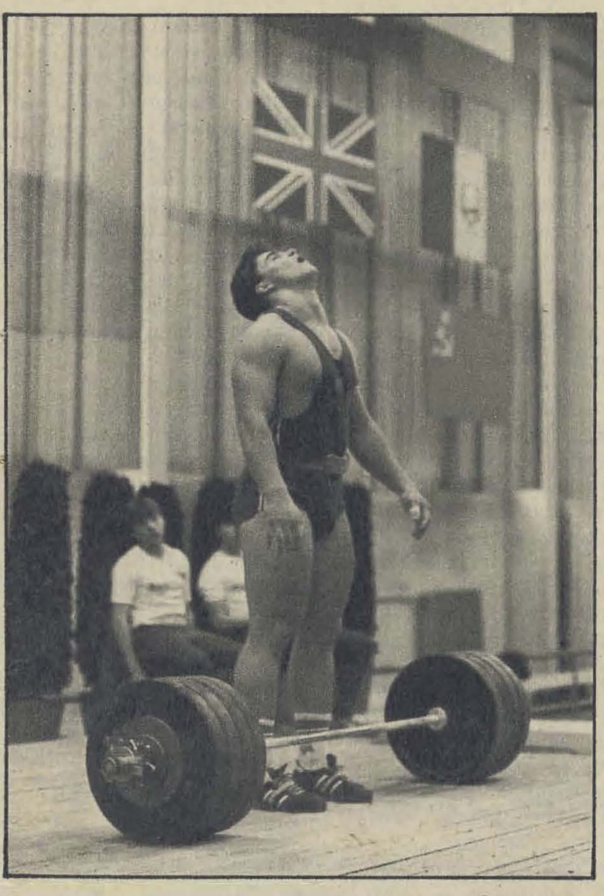


Volksfest. Eine Disko spielte auf, Transparente wurden entrollt, Grilldüfte zogen durchs Neubaugebiet. Die erste Weltmeisterschaftsgoldmedaille für den kleinen Ort. Günther Weller wurde an ein altes „Versprechen" erinnert. „Wenn Ronny erstmals Weltmeister wird, schmeiße ich meinen alten Fernseher aus dem Fenster", soll er beteuert haben. Nun mußte er ran: Das nicht mehr zu reparierende Gerät wurde aus dem Keller geholt. Es gab ein Riesenhallo ...

Vier Monate später fuhr eine kleine Marxwalder Abordnung per PKW nach Ostrava, um Ronny bei seiner ersten Senioren-Weltmeisterschaft anzufeuern. Die Freude war groß: Auf Anhieb belegte der Achtzehnjährige Platz vier im Zweikampf und erkämpfte im Stoßen gar die Bronzemedaille.

***

Inzwischen ist Ronny Weller ins 2. Schwer-



gewicht hineingewachsen, 110 Kilogramm sind hier die obere Körpergewichtsgrenze. Berühmte Sportler wie der sowjetische Heber Sacharewitsch und der Bulgare Botew bestimmen die Szenerie. Es ist gut, daß Ronny Weller keinerlei Angst vor solchen Größen kennt und sich nur an ihren Lasten orientiert. Trainer Peter Käks lobt vor allem Ronnys hohe Einsatzbereitschaft im Training und im Wettkampf: „Er ist beinahe besessen, das Gewichtheben ist seine Welt. Und er hat eigentlich alles, was man dafür braucht: alle körperlichen Voraussetzungen, eine solide allgemein-athletische Ausbildung, die notwendige Technik und nicht zuletzt ein für sein Alter beachtlich ausgeprägtes Selbstbewußtsein."

Es wäre durchaus kein Wunder, sollte sich Ronny inzwischen bereits wieder gesteigert haben und der Weltspitze erneut ein Stück näher gerückt sein. Dennoch, keiner sollte die Erwartungen zu hoch schrauben. Gerade erst neunzehn hat der frischgebackene Soldat sein ganzes Gewichtheberleben noch vor sich.

Sein Olympiatraum von Zingst würde schon mit einer Medaille in Soul in Erfüllung gehen – und eine weitere Fortsetzung in der AR verdienen ...

Bild: Peter Frenkel (10)
Autor (1)



Aufmunternder Schulterklaps von Trainer Peter Käks (links). Konzentration auf Wellersche Art (oben) und Siegerpose auf dem „Treppchen" (rechts) – möge es Ronny noch oft erleben.

Kilo für Kilo

Leistungsentwicklung des Ronny Weller

1980: 105 kg
1983: 202,5 kg
1984: 240 kg
1985: 272,5 kg
1986: 370 kg
1987: 415 kg
1988: 435 kg (April)

Bestleistungen:	
Reißen:	192,5 kg
Stoßen:	243 kg
Zweikampf:	435 kg
Weltrekorde:	
Reißen	203,5 kg Sacharewitsch (UdSSR)
Stoßen	250,5 kg Sacharewitsch
Zweikampf	452,5 kg Sacharewitsch

Fortsetzung von Seite 21

schen, auch kleine Kinder, mit Äxten erschlagen wurden.

Trotz seiner schweren Verwundung reihte sich Mohamad sofort wieder ein in die Linie der Verteidiger, die diesen barbarischen Überfällen ihren Widerstand entgegensetzten. Die Israelis schossen scharf und gezielt. Eine Kugel traf ihn in den Rücken. Er hatte Glück. Lunge, Leber, Nieren, die Wirbelsäule waren unverletzt. Die Schußwunde schnell mit Mull zugestopft, und weiter ...

Sein immer schlimmer eiternder und schmerzender Fuß mußte ihm genommen werden. Man konnte ihm nur eine behelfsmäßige Prothese geben. „Bei den Luftangriffen habe ich sie aber immer schnell abgemacht und bin auf meinem einen gesunden Bein weggehumpelt. Das ging besser als mit dem Holzstumpf." Mohamad erzählt uns das mit lächelndem Gesicht. Und schaut uns fest an, als er sagt: „Ich bin stolz auf meine Verwundungen. Sie sind wie Auszeichnungen. Sie sind Zeichen, daß ich gekämpft habe für mein Volk. Das ist für mich die höchste Ehre."

Und weiter erzählt er: „Von denen, die mit mir gekämpft haben, war der jüngste dreizehn und der älteste siebzehn. Die Kinder bei uns erleben keine Kindheit und keine Jugend. Sie werden wie ich in diesen Krieg hineingeboren, in den unaufhörlichen Zwang, sich zu verteidigen. Sie können nicht zur Schule gehen, können keinen Beruf lernen. Sie sind vollkommen isoliert vom Leben, sind Tag und Nacht bedroht – die Israelis töten und töten. Das Leben in den Flüchtlingslagern ist kein Menschenleben. Es fehlt an allem, an Wasser, an Lebensmitteln, an Ärzten. Die Familien hausen zusammengepfercht, so wie meine Familie damals, als alle noch am Leben und zusammen waren."

In Mohamads schönen Augen, die so viel Entsetzliches haben sehen müssen, leuchten Liebe und Stolz, wenn er von dem wahrlich heldenhaften Kampf seiner Landsleute spricht: „Die Volkserhebung, die Anfang Dezember vorigen Jahres begann, ist eine große, wunderbare Sache. Wir wissen es – immer mehr Menschen in der ganzen Welt begreifen, wie erbittert und entschlossen der Kampf eines wehrlosen, in tiefste Armut gestürzten Volkes ist gegen die Übermacht einer waffenstarrenden, brutal vorgehenden Armee. Unsere Feldsteine gegen ihre Bomben, Maschinengewehre und ihr Tränengas – aber wir ergeben uns nicht, niemals!"

Der Zustand von Mohamads notdürftig behandeltem Bein verschlechterte sich zusehends. Er ist glücklich und dankbar, daß er zu uns in ein DDR-Krankenhaus kommen konnte. Sein linker Unterschenkel ist nun sauber amputiert. Mohamad weiß, er wird eine ausgezeichnete Prothese erhalten. Sie wird ihm sein weggeschossenes Bein nicht ersetzen, aber er wird mit ihr laufen können fast wie ein Gesunder.

Ich frage ihn, diesen harten, furchtlosen Kämpfer, von dessen großer Familie ihm nur und zum Glück die Mutter geblieben ist, was denn sein größter Wunsch sei.

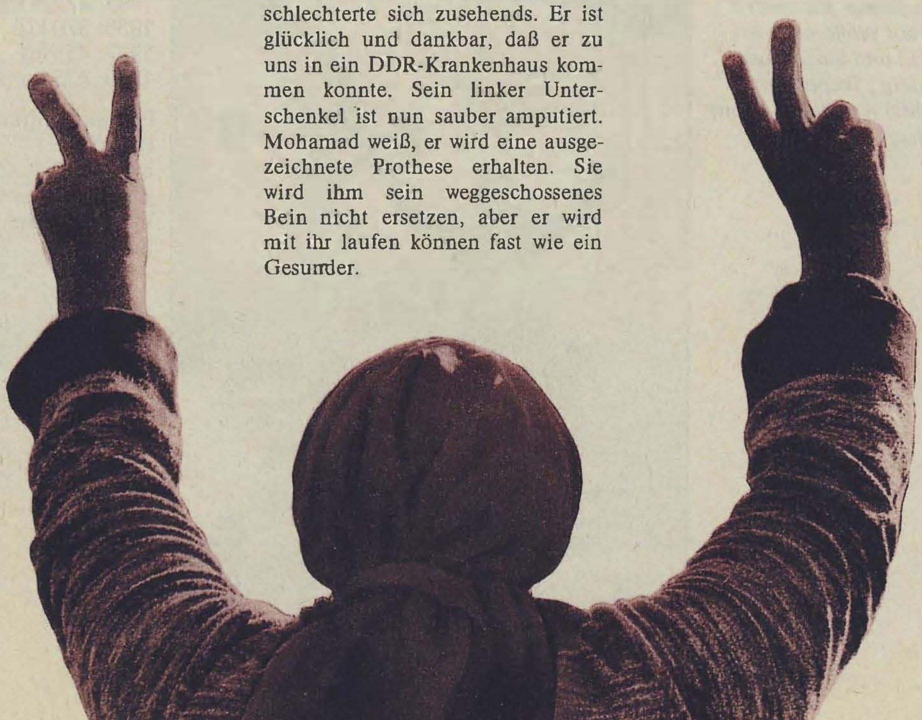
Mohamad muß keine Sekunde überlegen: „Ich möchte unter einem Olivenbaum sitzen und auf das Stück Land sehen, das ich bearbeitet habe. In Frieden möchte ich ausruhen von ungestörter Feldarbeit. Ich möchte viele Kinder haben. Und ich werde arbeiten, daß jedes von ihnen satt wird."

Um dieses einfachste, um dieses Ur-Recht des Menschen, zu pflügen und zu ernten und die Kinder aufwachsen zu sehen in einem Land, das ihr Land ist, in einem unabhängigen palästinensischen Staat auf ureigenem Grund und Boden – um dieses elementarste aller Menschenrechte kämpfen die Palästinenser, Jahrzehnte nun schon.

Unsere Solidarität und unsere Achtung sind an ihrer Seite, sind auch Waffen in diesem Kampf.

Inzwischen sind Khalid und Mohamad wieder zurückgekehrt zu ihren Brüdern. Der Kampf geht weiter. Thaura hata al nasr – Revolution bis zum Sieg!

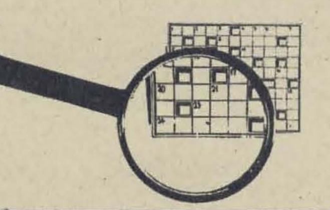
Text: Karin Matthées
Bild: Ingeborg Uhlenhut



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. männl. Pferd, 5. Lehre von der Melodiebildung, 10. Bürge, Gewährsmann, 14. drawidische Sprache, 15. Rätselfreund, 16. chemisches Element, 17. dänische Schauspielerin, gest. 1972, 18. Ort im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 19. einer der Gründer Roms, 20. Teigware, 21. Baumschmuck, 24. Bergeinschnitt, 26. Honigwein, 27. Nebenfluß der Elbe, 29. wasserkundiger Schiffsführer, 32. griech. Göttin, 34. Nachkomme, 37. meist künstl. Wasserweg, 39. Sultanserlaß, 41. Fluß im Banat, 44. Oper von Richard Strauss, 46. deutscher Porzellantechniker des vor. Jh., 47. tönerne Schnabelflöte, 49. Spitzen des Geweihs, 51. Stadt in der Türkei, 53. Überlandmarsch mit Trägern in Ostafrika, 57. Lärminstrument, 60. Sinnestäuschung, 63. Zeitgeschmack, 65. weibl. Vorname, 66. Staatshaushalt, 68. Schallplattenmarke, 71. Nebenfluß der Aare, 73. Stadt in Schweden, 76. Kampfbahn, 77. Furche, Rinne, 78. Muse der Liebesdichtung, 79. Niederschlag, 80. sogenannter schwarzer Bernstein, 81. See in Kanada, 82. Laubbaum, 83. mittelital. Stadt, 84. Erfrischung, 85. Gestalt aus „Schneeflöckchen", 86. franz. Orientalist des vor. Jh., 87. Flüßchen im Harz, 89. chemisches Element, 90. Ölbaumharz, 91. heftige Verneinung, 92. Hunnenkönig, 93. griech. Göttin der Morgenröte, 94. Zierpflanze, 97. Roman von Zola, 99. Haltetau der Gaffel, 101. Kurort im Harz, 104. altgriech. Philosophenschule, 106. Gebietsteil Indiens, 109. Opernlied, 110. Hahnenfußgewächs, 111. Gepäck, 114. spanischer Ureinwohner, 118. Schallplattenmarke, 122. Brautwerbung, 125. Rätoromane, 128. Nebenfluß der Rhône, 130. nordamerikanische Schauspielerin und Sängerin, 133. Ausschmückung, 134. gedroschenes Getreide, 135. plötzlicher Einfall, 136. Fischfanggerät, 139. Stadt auf den Philippinen, 140. Nebenfluß des Irtysch, 142. dichterisch für Wäldchen, 144. Nebenfluß der Donau, 146. aserbaidshanisches Zupfinstrument, 148. Bürde, 151. belgischer Sänger, 153. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 155. Staat der USA, 156. Provinz im Südosten Kanadas, 157. Gestalt der Französischen Revolution, 158. nordfranz. Fluß, 159. Greifvogel, 160. Indoeuropäer, 161. Geleit, 162. herabstürzende Schnee- oder Gesteinsmasse im Hochgebirge.

Senkrecht: 1. Unterkunft, 2. Laufvogel, 3. Singvogel, 4. besondere Begabung, 5. Zeiteinheit, 6. Gestalt aus „Paganini", 7. Fluß im Bezirk Gera, 8. Gestalt aus „Rienzi", 9. Wassersportler, 10. zwei miteinander beweglich verbundene Bauteile, 11. See in der UdSSR, 12. tschechischer Maler, gest. 1938, 13. Getreidereiniger, 22. Stadt in Libyen, 23. Lampenruß, 25. altrömische Hausgeister, 26. sagenhafte griech. Königstochter, 27. Schabeisen der Kammacher, 28. Elch, 30. Nebenfluß der Donau, 31. Gestalt aus „Freier Wind", 33. Teil der Woche, 35. Edelgas, 36. griech. Buchstabe, 37. Feingebäck, 38. Unterhaltungskünstler und Sänger der DDR, 39. Nebenfluß der Aller, 40. Ort in Ungarn, 42. engl. weibl. Anrede, 43. großer Raum, 45. Erntezustand, 48. Edelsteingewicht, 50. genaue Tagesbezeichnung, 52. subtropische Pflanze, 54. Grundbaustein der Elemente, 55. Wüstenform, 56. Kassenzettel, 58. altes forstwirtschaftliches Raummaß, 59. Schwung, Tatkraft, 61. Unkrautpflanze, 62. Arzneipflanze, 66. Streichfett, 64. Schräglinie, 67. Entfernungsmesser, 68. tropischer Baum, 70. Teil der Funkanlage, 71. jahreszeitliche Winde im Mittelmeergebiet, 72. Stadt an der Elbe, 74. Sauerkirsche, 75. Künstlerwerkstatt, 76. Elite, 88. Stockwerk, 89. deutscher Bildhauer, gest. 1911, 95. Gestalt aus „Lohengrin", 96. Nebenfluß der Wolga, 98. Korbblütler, 100. lyrische Dichtform, 102. Schubfach, 103. Wasserjungfrau, 105. Tugend, 107. kleine Ansiedlung, 108. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 111. Paarungszeit bestimmter Vögel, 112. franz. Schriftsteller, gest. 1951, 113. Erbfaktor, 115. Gestalt aus „In Frisco ist der Teufel los", 116. Schilf, Röhricht, 117. Gartenblume, 119. Nachlaßempfänger, 120. jugoslawische Stadt, 121. engl. Physiker, gest. 1945, 122. große Kälte, 123. Waldtier, 124. Gestalt aus „Wallenstein", 126. Oper von Verdi, 127. Staat in Vorderasien, 129. Nebenfluß des Arno, 131. Gewürzpflanze, 132. Körnerfrucht, 137. dänische Stadt, 138. große Zitrone, 140. Elektronenröhre mit drei Elektroden, 141. Schriftsteller, NPT, gest. 1964, 142. Hafenstadt nahe der Lenamündung, 143. Gestalt der germanischen Sage, 145. Olympiasieger im 30-km-Skilanglauf 1968, 147. Bewohner eines Erdteils, 149. Hochgebirge in Zentralasien, 150. Nadelbaum, 151. Gestalt aus „Peer Gynt", 152. Spielkartenfarbe, 154. bolivianischer Romancier.



Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 60, 125, 47, 68, 67, 44, 17, 76, 64, 72, 114, 110, 70 und 130 ergeben in dieser Reihenfolge den höchsten Dienstgrad in der Volksmarine. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 8. 1988. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/88. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055

Auflösung aus Heft 6/88

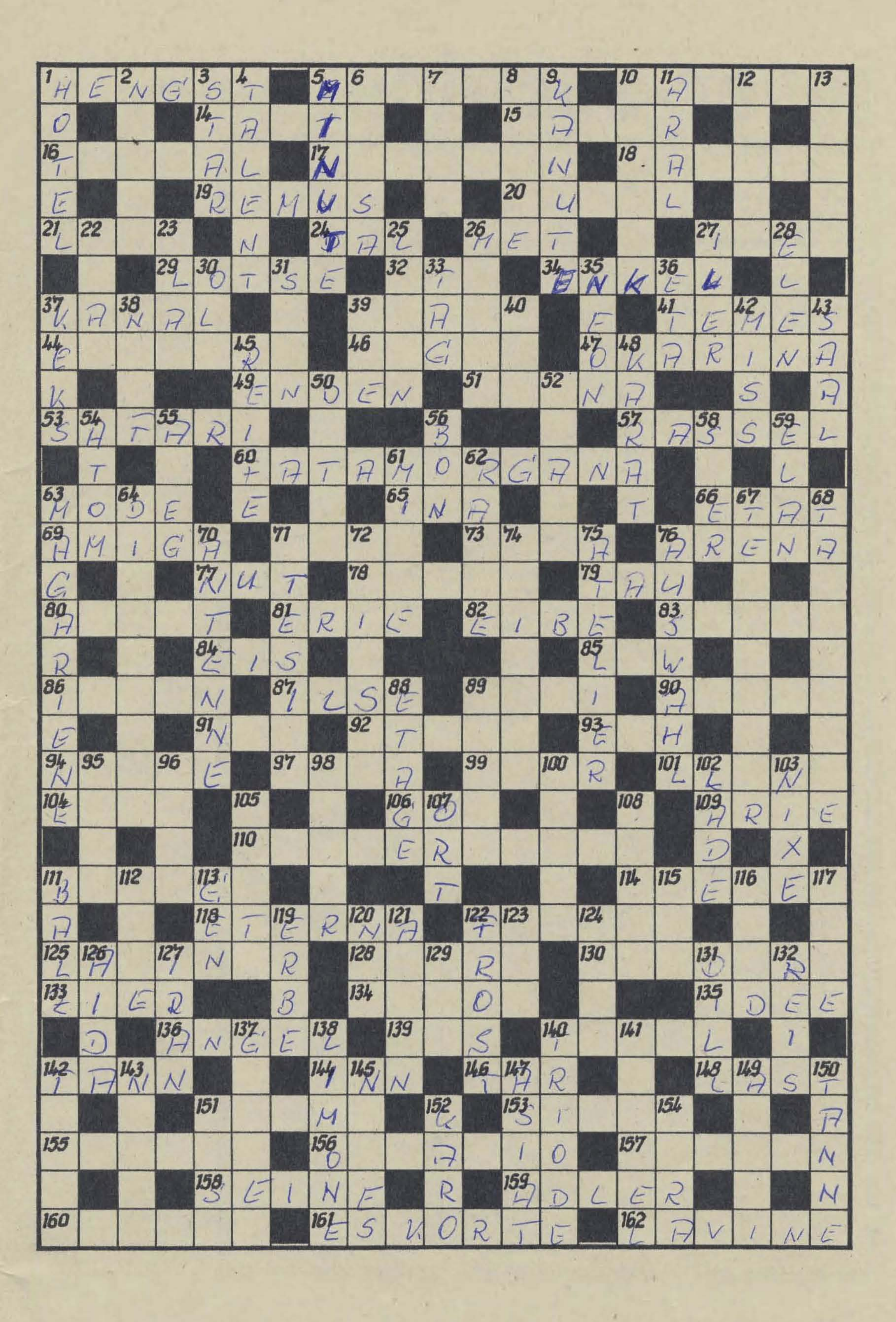
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Computersport. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: *1. Seghers, 5. Echse, 9. Thermik, 13. Tiro, 14. Ehre, 15. Tonnage, 17. Lunge, 18. Titania, 20. Herr, 22. Lese, 23. Ader, 26. Ate, 27. Lei, 28. Iler, 30. Perigäum, 31. Marinade, 32. Patrone, 35. Kanal, 38. Reni, 39. Oise, 41. Esino, 44. Epi, 46. Knute, 48. Gal, 50. Parabel, 51. Egalité, 52. Ena, 53. Ramie, 56. Lem, 57. Atem, 60. Kapelle, 61. Edda, 63. Isel, 66. Blei, 67. Raumstation, 71. Belka, 73. Anker, 74. Unteroffizier, 75. Laban, 77. Messe, 79. Oszillation, 82. Grit, 84. Piko, 86. Tein, 88. Berater, 93. Trand, 95. Aal, 97. Regel, 98. Ost, 100. Organdy, 101. Kerosin, 102. Ner, 103. Alarm, 106. Era, 107. Solei, 110. Anna, 112. Heer, 114. Basar, 118. Eisberg, 120. Fallreep, 122. Elfmeter, 125. Alai, 126. Ata, 127. Lei, 128. Nono, 129. Dill, 131. Niet, 134. Toskana, 135. Amigä, 137. Alabama, 138. Nana, 139. Iris, 140. Rolland, 141. Asket, 142. Italien.*

Senkrecht: *1. Satrap, 2. Gander, 3. Etah, 4. Ster, 5. Erl, 6. Coubertin, 7. Segelboot, 8. Ehe, 9. Tete, 10. Ente, 11. Manila, 12. Knarre, 16. Gerät, 19. Isere, 21. Rampe, 22. Limes, 24. Deka, 25. Rita, 28. Ines, 29. Eden, 33. Ankara, 34. Niesel, 35. Kappa, 36. Narses, 37. Lebe, 38. Rila, 40. Egel, 41. Elam, 42. Iliade, 43. Omega, 45. Penn, 47. Ulme, 49. Agen, 54. Apis, 55. Ilia, 58. Tigerauge, 59. Melk, 61. Elen, 62. Dimension, 64. Laktose, 65. Monitor, 68. Marti, 69. Tafel, 70. Tritt, 72. Aun, 73. Arm, 76. Amin, 78. Emir, 80. Lure, 81. Akte, 83. Riegel, 85. Kansas, 86. Tross, 87. Rade, 89. Ernani, 90. agra, 91. Elemer, 92. Iser, 94. Dinar, 95. Anni, 96. Lyra, 98. Oker, 99. Trab, 104. Las Palmas, 105. Rheologie, 108. Opal, 109. Elli, 111. Nepal, 113. Egeln, 115. Aken, 116. Aden, 117. Repin, 119. Effel, 120. Falter, 121. Labsal, 123. Tomasi, 124. Romain, 129. Dama, 130. Land, 132. Iasi, 133. Tara, 135. Ana, 136. Art.*

Die Gewinner unserer Preisaufgabe aus AR 3/88 waren: Anneliese Lehmann, Bitterfeld, 4400, 25,- M; Unterfeldwebel Jörg Hiltrop, Schneeberg, 9412, 15,- M, und Martina Kuha, Groß Mühlingen, 3301, 10,- M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



leser-service

soldatenpost

... wünschen sich: Katrin Hartmann (18), Str. der DSF 1b, Freital, 8210 – Anette Gahrmann (16), Am Gehege 2, Worbis, 5620 – Kornelia Holtz (17), Pfarrhof 4, Samtens/Rg., 2365 – Kathrin Ullrich (16), Am Auensee 12, PSF 23, Granschütz, 4851 – Daniela Pfütze (20), Fučik-Str. 27, Pirna/II, 8300 – Daniela Klein (16) und Diana Klein (18), Siedlungsstr. 189B, Belleben, 4341 – Kathrin Frindt (21), Weinbergstr. 16, Waren, 2060 – Anja Ekkardt (18), Ruhlsdorferstr. 53, Berlin, 1147 – Susanne Kuhnert (17), Weißenfelser Str. 3, Leipzig, 7031 – Simone Grosser (24, Tochter 4), Gleviner Str. 23, Güstrow, 2600 – Angela Gerlach (19), Gotenstr. 15, Stendal 1, 3500 – Claudia Dietrich (16), Katrin Westphal (16), beide an Westphal, Rathausstr. 25, Leuna, 4220 – Birgit Knorre (23), Dorfstr. 3, Ziebigk, 4371 – Anja Linder (16), Leninallee 72, Frankfurt/O., 1200 – Doreen Veker (16), H.-Rau-Str. 23, Frankfurt/O., 1200 – Maren Werker (17), Ruppertsgrüner Str. 2, Fraureuth, 9622 – Carola Nölte (24, Tochter 3), Hauptstr. 71, Doberlug-Kirchhain, 7970 – Anett Wutzler (16), Fučikstr. 78, Zwickau, 9580 – Steffi Hartmann (18), Sandberg 24, Rückmarsdorf, 7101 – Sylvia Schröter (16), Am Bahnhof 12, Hermsdorf, 6530 – Ina Dreiacker (16), Nr. 92, Schleifeisen, 6531 – Kerstin Mäbert (16), Weistropper Str. 4, Radebeul 2, 8122 – Kerstin Römer (20, Sohn 2 ½), Thomas-Münzer-Str. 6, Meuchen, 4851 – Bärbel Kratz (25, Sohn 3), Goetheplatz 3, Tilleda/Kyffh., 4701 – Ronny Sander (17), PF 225, Naumburg/S., 4800 – Marion Freyer (21), Liebstädterstr. 19, Dresden, 8020 – Ina Reichel (16), Weistropper Str. 10, Radebeul II, 8122 – Katja Kluge (17), Heßkeplatz 8, Dresden, 8019 – Mandy Sander (20), Neuendorf Nr. 37, Quedlinburg, 4300 – Rana Schulz (23, Töchter 3 und 1), Chausseestr. 38a, Gribow, 2201 – Cordula Schenk (19), Damaschkestr. 85, Guben, 7560 – Simone Gartzke (17), K.-Rödel-Str. 15, Brandenburg, 1800 – Mona Singer (18), Fr.-Fritzsche-Str. 5, Karl-Marx-Stadt, 9050 – Claudia Weber (17), Gerüstbauerring 19/722, Rostock 27, 2520 – Silke Jantzen (17), Tunnelstr. 20, Eisenhüttenstadt, 1220 – Bianca Kallwitz (17), Fichtestr. 3, PF 2–38, Sömmerda, 5230 – Annett Ebert (20), O.-Nuschke-Str. 18, Tangerhütte, 3510 – Veronika Wiebelitz (25, 2 Kinder), Kerkowstr. 7, OT Dobberzin, Angermünde, 1321 – Kerstin Bülow (23, Sohn 2), Bahnhofstr. 32, Grabowhöfe, 2061.

Gaby Michalski (20, Sohn ¾), Rathenaustr. 49, Erfurt, 5024 – Silke Ulrich (16), J.-R.-Becher-Str. 28, Senftenberg, 7840 – Carmen Stiller (16), Fr.-Wolf-Str. 5, Senftenberg, 7840 – Claudia Fichtler (16), Johannisplatz 11, Jena, 6900 – Lolita Kelck (23, Tochter 3), Erlenstr. 8, Kutzow, 2251 – Manja Behrens (18), Lessingstr. 3, Radeberg, 8142 – Susan Hartmann (16), Neuendorf 56, Bennungen, 4701 – Anja Renner (17), R.-Beck-Str. 1, Freiberg, 9200 – Petra Beer (24, Tochter 3¾), Fasanenstr. 19, Henningsdorf, 1422.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Andrea Adam (23, Sohn 4), Markusstr. 40, Karl-Marx-Stadt, 9072 – Marion Beck (25, Tochter u. Sohn 5), Dorfstr. 26, Brahmenau OT Zschippach, 6501 – Susi Fischer (18), A.-Bebel-Str. 16, Neuhaus a. Rwg., 6420 – Diana Ehley (18), M.-W.-Frunse-Str. 2, Schwerin, 2792 – Michaela Hoell (24, 2 Töchter), A.-Bebel-Str. 11, Neukieritzsch, 7207 (Flugzeugführer) – Catrin Damerau (21), A.-v.-Humboldt-Str. 11, Eberswalde-Finow 1, 1300 – Constanze Schneider (20, Sohn 1 ½), Quergasse 14, Ronneburg, 6516 – Monika Beekmann (25), Dessauer Str. 25, Berlin, 1143 – Birgit Gasch (25), F.-Stenzer-Str. 23/1102, Berlin, 1140 – Ina Vogel (25, Sohn 3), Beethovenstr. 204, Görsbach, 5501 – Doris Engel (19), Dorfstr. 17, Hohenmin, 2001 – Martina Nehring (19), Hauptstr. 9, Neddemin, 2001 – Beatrice Günther (19), Am Neuen Palais 10, SWH T 1, Zi. 628, Potsdam, 1570 – Beate Goldmann (18), Bodenbacher Str. 128, Dresden, 8045 – Ute Koch (18), Hochschulstr. 30/0201, Dresden, 8010 – Susanne Stana (22), Falkenberger Str. 4, Berlin, 1120 – Simone Hempel (25, Tochter 2), Carl-Bobach-Str. 2, Karl-Marx-Stadt, 9044 – Marion Ernst (25, Tochter 7, Sohn 4), O.-Grotewohl-Ring 39, Eisenhüttenstadt, 1220 – Jana Schäfer (22, Tochter 4, Sohn 2 ½) bei Meyer Markt 5, Anklam, 2140 – A. Honka (25, Töchter 6 und 2), Am Sportplatz 5, Gerbstedt, 4272 – Michaela Döring (19), Str. d. Befreiung 22, Premnitz, 1832 – Petra Niedack (23), H.-Matern-Str. 49, Halle, 4070.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).



ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 3006 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20.5.1988

Titelbild: Manfred Uhlenhut

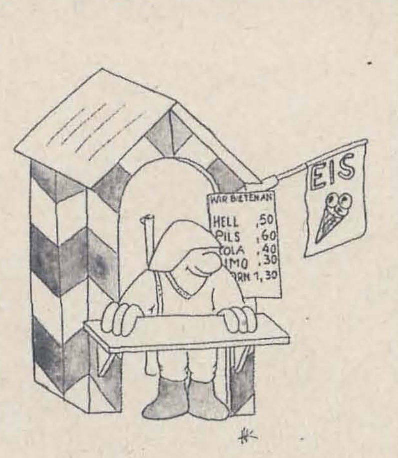
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4300618/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Schildbürgereien im Schilderhäuschen

beobachtete
Hans-Hilmar
Koch



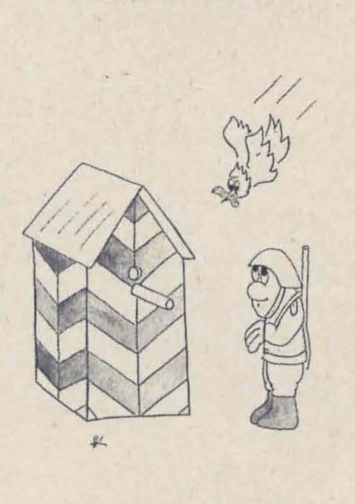




Aufgemerkt!

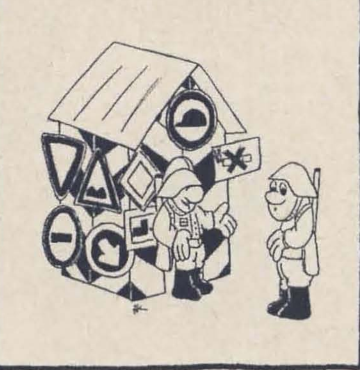
Jede der hier abgedruckten Zeichnungen ist im Original zu haben – für einen Solidaritätspreis. Gebote bitte an die Redaktion!











31036
ISSN 0004-2277

